

Der Judenchrist als das Zeichen Gottes für Israel und Kirche : eine Besinnung zur Frage nach der Judenchristenheit

Autor(en): **Jasper, Gerhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **11 (1955)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-960843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gemeinschaft der beim Mahl Vereinten, scherzend und geheimnisvoll zugleich, vom Ende der Zeiten singen und sagen: «das kommende Jahr in Jerusalem», dem wiedererbauten, dem Sitz des Königs Messias. Kein Jude, mag er noch so sehr in die Ferne und Fremde gegangen sein, kann das Heimweh an diesen Abenden zum Schweigen bringen.

Das Geheimnis des Judentums — es ist viel darüber gerätselt worden — ist das jüdische Haus, jener weiße Fleck des Tisches, um den sich die Familie immer wieder sammelt. Hier und hier allein ist die Urzelle des Judentums, die nie versiegende Kraft- und Glaubensquelle, die jedem Ansturm hassender Menschen und fremder, allzu zeitbedingter Gedanken widersteht. Unsere Ewigkeit hat ihre Wurzel in unserem Heim; an dessen Pforte schon die Mesusa, das Röllchen mit den zwei ersten Abschnitten des Schemagebetes, uns begrüßt. Darin ist das Urgeheimnis des Glaubensvolkes Israel enthalten, die unendliche Liebe zu Gott und das große, nicht zu überhörende «Du sollst!»

DER JUDENCHRIST ALS DAS ZEICHEN GOTTES FÜR ISRAEL UND KIRCHE

Eine Besinnung zur Frage nach der Judenchristenheit

VON GERHARD JASPER, Bethel bei Bielefeld

I. Der Sinn der Bezeichnung «Judenchrist»

Wie sollen wir einen Juden nennen, der Christ wird? Im kontinentalen Raum wird er gewöhnlich «Judenchrist» genannt, während man im angelsächsischen Raum von «Hebrew Christian» (hebräischer Christ) spricht.

Man wird sofort auf das Ungereimte der Bezeichnung «Judenchrist» hinweisen; denn man kann, so folgert man, schon darum nicht «Judenchrist» sein, weil man nicht «Jude» und «Christ» zugleich zu sein vermag. Denn das ist ein Widerspruch in sich

selbst. Und wenn ein solcher «Judenchrist» in Deutschland oder Schweden oder England lebt, sollen wir dann von «deutschen Judenchristen», «schwedischen» oder «englischen Judenchristen» sprechen?

Wenn wir die angelsächsische Bezeichnung «Hebrew Christian» nehmen, können wir vermuten, daß diese Bezeichnung Hinweis darauf sein will, daß dieser Christ ferner den Zusammenhang mit dem jüdischen Volk festhalten will. Er will also als Christ ferner zugleich Glied des jüdischen Volkes sein. Wenn der Name dies besagen will, und so mit ihm ein nationaler Gedanke verbunden wird, entsteht leicht die Frage, ob damit auch eine Verbindung mit dem Staat Israel zum Ausdruck kommt. Oder verwickeln wir uns damit in einen inneren Widerspruch?

Die kontinental gebräuchliche Bezeichnung «Judenchrist» knüpft mit dem Wort «Jude» entsprechend dem kontinentalen Empfinden mehr an die Besonderheit des jüdischen Volkes als einer Glaubensgemeinschaft an. Hier spricht bewußt oder unbewußt das Empfinden mit, daß uns im jüdischen Volk die Frage nach der Heilsgeschichte Gottes begegnet. Man kann dann, wie es bereits geschehen ist, zu gleicher Zeit sagen: a) Wenn ein Jude Christ wird, hört er auf, Jude zu sein. b) Wenn ein Jude Christ wird, wird er im Vollsinne ein rechter Jude; denn nun kommt sein Judesein zur gottgewollten Bestimmung und Erfüllung.

Man hat auch andere Benennungen vorgeschlagen, um diese heilsgeschichtliche Beziehung deutlich herauszuheben, wie etwa «gläubiger Jude». Aber diese Bezeichnung ist vieldeutig. Es gibt auch «gläubige» Juden und «ungläubige» Juden im Sinne des Judentums. Man nennt damit einen Juden, der den väterlichen Glauben des Judentums völlig bejaht im Gegensatz zu einem Juden, der aus den Traditionen des Judentums sich innerlich gelöst hat.

Auch die Bezeichnung «Christ aus Israel», um damit den heilsgeschichtlichen Namen des jüdischen Volkes hervorzuheben, ist in der Gegenwart nicht mehr eindeutig; denn mit dem Namen «Christ aus Israel» kann auch ein Christ bezeichnet werden, der im Staate Israel wohnt. Es läge dann das Mißverständnis vor, daß unter dieser Bezeichnung ein Christ aus dem Staate Israel gemeint ist, und dieser kann ein arabischer, koptischer, armenischer, abessinischer

scher, orthodoxer Christ sein, also Christen nichtjüdischer Volksangehörigkeit, die ihren Wohnsitz im Staate Israel haben.

Abwegig wäre auch etwa die Bezeichnung «Christ jüdischen Blutes»; denn das jüdische Volk ist mehr als eine Blutsgemeinschaft, eben primär immer eine Glaubensgemeinschaft.

Völlig unzureichend wäre aber die Bezeichnung «getaufter Jude»; denn nicht jeder «getaufte» Jude möchte ein «Judenchrist» sein. Denn manchem «unbekehrten» getauften Juden war die Taufe das «Entréebillet» zur christlichen Kulturgemeinschaft, wie Heinrich Heine sagte. Ein solcher getaufter Jude haßt es zumeist, an seine jüdische Vergangenheit und Herkunft erinnert zu werden.

Der amerikanische Schriftsteller Lewis Browne machte einmal die sachlich treffliche Bemerkung, er sei «unfreiwilligerweise Nichtchrist jüdischer Abstammung» gewesen. Für ihn bestand die Beziehung zur Vergangenheit weniger im Judentum als in der Judenheit, diese gefaßt als rassistisch-völkische Gemeinschaft.

Der ehemalige Herausgeber der Kulturzeitschrift «Die Gegenwart», Bernhard Guttman, gibt dem gleichen Sachverhalt ähnlichen Ausdruck, wenn er schreibt: «Ein Christ aus Israel fühlte er sich zuerst als Europäer. Seine christlichen Freunde redeten aus Takt mit ihm nicht vom Judentum, und er redete mit seinen christlichen Freunden ebenfalls aus Takt nicht vom Christentum; denn die gute europäische Lebensart beruhte auf dem geschmackvollen Schweigen über das Wichtigste. Von Christen aus Israel wußten die guten Europäer nichts. Sie nannten sie bloß «getaufte Juden». Es hätte ihnen nicht eingeleuchtet, daß sie, die Christen, die keine Christen waren, just einen Juden für einen Christen halten sollten¹.»

Wenn wir zur Verdeutlichung sagen wollten: Ein «Judenchrist» ist und müßte sich eigentlich nennen ein «Christ jüdischen Ursprungs», dann ist das Judentum damit gekennzeichnet als eine für ihn abgetane Sache. Der Name enthielte keine Andeutung, welche geistigen Zusammenhänge ihn etwa noch mit dem Judentum oder der Judenheit verbinden.

¹ Bernhard Guttman, «Das Ende der Zeit». Zähringer-Verlag. Freiburg i. Breisgau, S. 30.

Es wäre dann schon die Bezeichnung «christusgläubiger Jude» vorzuziehen; denn damit wäre hervorgehoben, daß er im Unterschied von den übrigen Juden an Jesus als den Christus glaubt. In diesem Sinne möchte ein «Judenchrist» seine Zugehörigkeit zu Christus und zum jüdischen Volk verstehen. Das ist mit dieser kürzeren Bezeichnung «*Judenchrist*» tatsächlich gemeint.

Der Judenchrist betont also im Gegensatz zum «getauften» Juden mit seinem Namen seine jüdische Herkunft, und zwar nicht als «biologische Gegebenheit», also als «Blutsgemeinschaft», sondern in der rechten Erkenntnis, daß dem jüdischen Volk als der Vertikale unter der Horizontale der Völkerwelt eine Besonderheit zukommt, die im Wesen des jüdischen Volkes als des Volkes der Wahl Gottes begründet liegt. Er will also mit der Bezeichnung «Judenchrist» die heilsgeschichtliche Linie bejaht wissen. Der Name «Judenchrist» soll sagen und andeuten, daß aller Sinn der Heilsgeschichte Gottes darin beschlossen liegt, daß sie in Jesus Christus ihr Ziel hat. Darum heißt es im Hebräerbrief, daß Jesus «der Erbe von allen» ist (Hebr. 1, 1). Und bei Paulus, daß in Ihm alle Verheißungen «Ja und Amen» sind (2. Kor. 1, 20). Der Judenchrist beruft sich dabei auch mit Recht auf Jesu eigene Worte, mit denen der Herr sich selbst als den Schlüssel zur Offenbarungsurkunde des Alten Testaments hinstellt: «Ihr durchsucht die Bibelsprüche, weil Ihr meint, in ihnen ewiges Leben zu haben; und sie sind es, die von mir zeugen.» (Joh. 5, 39. Übersetzung nach Schlatter.)

Der Name «Judenchrist» bedeutet ihm also, daß er, indem er den Herrn Christus fand, recht eigentlich die Bestimmung seines Volkes erkannt hat, seine Berufung zu dem Messias Israels. Damit ist schon festgestellt, daß der Name «Judenchrist» nur recht zu deuten ist von dem Wesen des jüdischen Volkes aus als des Volkes der Wahl Gottes. Darum heißt es auch in den Leitsätzen der «Judenchristlichen Allianz»: «Sie bekennen sich zu ihrem Volke Israel, dem Volke der Erzväter, des Mose, der Propheten, der Mutter des Heilandes, der Jünger und Apostel, insbesondere des Paulus; dem Volke, aus dem der Messias kam, und sehen in ihrer Zugehörigkeit zum alten Volk Gottes nicht allein eine physische oder biologische Gegebenheit, sondern eine ihnen zufallende Gnade, die sie gerade, weil sie völlig unverdient ist, nicht von sich stoßen dürfen.»

Diese Sätze wollen zugleich ein Mißverständnis abwehren, als sei der «Judenchrist» etwa ein «judaisierender» Christ. Ihm steht und muß stets vor Augen stehen, daß er nicht zwei Herren dienen kann. «Die Treue zu Jesus Christus wird für ihn zur entscheidenden Probe seiner Jüngerschaft².»

II. Das Judentum im Wandel der Zeiten

1. Der Judenchrist in der Urkirche und heute. Der endgültige Bruch zwischen Synagoge und Kirche, Judentum und Gemeinde Jesu, wurde jüdischerseits unter Aqiba während des Bar-Kochba-Aufstandes unter Kaiser Hadrian damit vollzogen, daß dem täglichen XVIII. Gebet der Juden die Formel der Verfluchung der Minim angehängt und unter ihnen die Nozrim, die Nazarener, nun ausdrücklich genannt wurden. Seitdem wurde bis heute für die Synagoge jeglicher Übertritt zum Christentum als Unheil empfunden; denn er zerbricht die geschlossene Einheit des jüdischen Volkes und setzt damit die jüdische Existenz aufs Spiel. Darum wurde der Judenchrist zu allen Zeiten als Verräter und Unheilstifter empfunden. Er ist «meschumid».

Jüdischen Schriftstellern merkt man immer wieder an, wie schwer es ihnen wird, an den Ernst eines Übertritts zum Christentum zu glauben. Für sie ist und bleibt ein solcher Schritt Apostasie, Treulosigkeit und Opportunismus in eins. Das jüdische Empfinden ist zu verstehen als Kampf einer Minorität um ihre Selbsterhaltung. Mit Recht wird von ihnen gefolgert, daß, wenn sich der seltenere Fall ereignet, daß ein Glied eines christlichen Volkes sich dem Judentum anschließt, seiner Verachtung erwartet. Es schließt sich einer weithin und zu manchen Zeiten verfolgten Religion an. Demgegenüber erschließen sich dem, der vom Judentum zum Christen-

² Vgl. zu diesem Teil besonders Leuner, «Ein Christuszeugnis aus Israel, Vom Werden und Wesen der Judenchristlichen Allianz». Zeitschrift Judaica, VIII. Jahrg. 1952, Heft 2, S. 94ff., zumal S. 95f., S. 110f. (Dieser Artikel ist auch als Sonderdruck erschienen.)

Jocz, *The Jewish People and Jesus Christ. A Study in the relationship between the Jewish People and Jesus Christ*, Kapitel VI. *Contemporary Hebrew Christianity* S. 201, 261.

tum übertritt, große Vorteile. Hinzu kommt, daß die Kirche, zumal in der Vergangenheit, oft «unchristliche» Methoden angewandt hat, um Juden zu gewinnen. Nicht zuletzt aber ist der Jude tief davon durchdrungen, daß im Vergleich zum Judentum das Christentum als minderwertig anzusprechen ist. Ferner herrscht im Judentum die Überzeugung vor, daß die Religion niemals der Entscheidung eines Einzelnen überlassen werden darf; denn für den Juden ist eben sein Judentum «angeboren». Seine Geburt ist für seine Religion entscheidend. Denn «der Jude wird als Jude geboren, und dieses Faktum der Geburt kann nicht annulliert werden». So kann ein Jude niemals seiner Schicksalsbestimmung, Jude zu sein, entinnen. Der Dichter Franz Werfel gab dem einmal mit Worten Ausdruck, die ihn von der «Verwerflichkeit eines Desertierens aus einem Gottesvolk» sprechen ließen, und er fügt als Grund hinzu, daß ihm das vorkomme wie wenn er «in Willkür sein historisches Leiden (das des jüdischen Volkes) unterbreche». So verläßt nach jüdischer Anschauung der Judenchrist nicht nur seine Religion, sondern auch sein Volkstum. «Die Synagoge verlassen heißt auch zu gleicher Zeit, sein Volk verlassen.» Hier liegt der entscheidende Grund für das Judentum, den Übertritt zum Christentum zu verurteilen. Der Judenchrist ist und bleibt Apostatjude; denn «ohne die Juden würde es kein Judentum geben³.» Dem Talmudjudentum, in welchem sich die Ghettohaltung des Judentums vollzog, «muß ein Jude, der sich zu Christus wendet, als Lügner erscheinen», sagt Guttman. Und von Cohen, den er «in den Jahrzehnten vor und nach 1900 die Leuchte des Judentums» nennt, bringt die bezeichnende Äußerung, er habe alle Judenchristen als Menschen angesehen, «die dem Druck der Verwaltungen und der sozialen Vorteile sich gefügt haben und vom Judentum abfielen». Darum sei nach ihm das Christwerden eines Juden «ein Symptom mangelhafter geistiger und sittlicher Klarheit»⁴.

Nun aber ist die Neubelebung des modernen Judenchristentums charakterisiert durch ihren Versuch, «wieder Eintritt zu finden in die jüdische Gesellschaft»⁵. Die Wiederbelebung nationalen Den-

³ Jocz, a. a. O. S. 201f., 229.

⁴ Guttman, a. a. O. S. 22.

⁵ Jocz, a. a. O. S. 204.

kens innerhalb des Judentums, das durch den Zionismus ausgelöst ist, und die Entstehung des Staates Israel haben ferner in den Judenchristen den Gedanken entstehen lassen, daß sie sich auch als «loyales Glied» der jüdischen Nation betrachten könnten⁶. «Das moderne Judenchristentum ist im wesentlichen eine Bewegung auf das jüdische Volk zu und ist charakterisiert durch das ernste Streben, einen Platz in seinem Leben zu finden.» Immerhin steht aber dieses Streben unter dem Vorbehalt, daß ihre Loyalität gegenüber dem jüdischen Volk «nicht in Widerstreit mit ihrer religiösen Überzeugung gerät».

Aber es ist mit gleichem Ernst auch die Frage aufgeworfen, ob nicht in diesem Sinne das so gedachte Judenchristentum ein «Anachronismus» ist, nämlich in dem Sinne, daß es sich mit der «unwiederholbaren ersten Zeit der Christenheit» gleichsetzt⁷. Denn im Gegensatz zur urchristlichen Zeit sind heute Judentum und jüdisches Volk eine untrennbare Einheit, ein geheimnisvolles einzigartiges Ineinander von Glaube und Volkstum. Selbst ein Montefiore gibt zu, daß das Judentum de facto, wenn auch nicht de jure, eine nationale Religion sei⁸. Und Franz Rosenzweig hebt daher hervor, «die Judenchristen haben ihr Recht geschichtlich im Urchristentum, während sie mit dem Wachsen der Heidenkirche durch Paulus ein Anachronismus wurden⁹».

2. *Der Judenchrist im Verhältnis zur mittelalterlichen Kirche.* Wir sind mit dieser Frage aber der Zeit vorausgeeilt und müssen nachholen, wie zu allen Zeiten für die Judenchristen die geistige Lage der Umwelt sich entscheidend auswirkte. Mit dem Werden der Reichskirche unter Constantin wurde der Jude vornehmlich empfunden als der «Sakramentsfremde», entsprechend dem sakramentalen Charakter der mittelalterlichen Kirche. Das bedeutete für einen Juden, der Christ wurde, daß er Glied der Kirche der Katholizität und Uniformität wurde. Er wurde als Jude hineingenommen in die Kirche sakramentalen Charakters. Die nationale

⁶ Jocz, a. a. O. S. 227.

⁷ Jocz, a. a. O. S. 228f.

⁸ Jocz, a. a. O. S. 398, Anmerk. 194.

⁹ Jocz, a. a. O. S. 398, Anmerk. 196.

Besonderheit spielte im Mittelalter eine sekundäre Rolle, da ein nationales Empfinden noch nicht wachgeworden war. Wie hätte daher ein Jude, der Christ wurde, darauf kommen sollen, sich noch seinem jüdischen Volk entsprechend seiner Besonderheit als Volk der Wahl Gottes verbunden zu wissen? Das wäre als Halbheit verstanden und mußte auch von ihm so verstanden werden. Sie war unbedingt zu überwinden. Hier konnte nur die völlige Verleugnung der Vergangenheit als Zugehörigkeit zum verstockten Volke Gottes und zum Volke der «Christusmörder» für ihn in Frage kommen¹⁰. Sah man im Heidentum nach altkirchlicher Sprache das «erste Geschlecht» und im Judentum das «zweite Geschlecht», so wurde eben die Kirche, zu der er stieß, von ihm gewertet als die Aufhebung dieser beiden Geschlechter in der höheren Ebene des «dritten Geschlechts». Die Kirche wurde angesehen als das wahre, angenommene Volk der Wahl Gottes. Das Hineinnehmen in die Sakramentsgemeinschaft der Kirche bedeutete und mußte daher bedeuten den vollendeten Bruch mit der Vergangenheit einer verschuldeten Sakramentsfremdheit des jüdischen Volkes.

3. *Der Judenchrist in der Zeit der Assimilation.* Die Zeit der Assimilation des Judentums, der kulturellen Angleichung an das Wirtsvolk, ließ das Selbstverständnis des Judentums als Konfession aufkommen. Die assimilierten Juden wollten nichts anderes sein als «deutscher Staatsbürger mosaischen Glaubens», so wie es deutsche Staatsbürger evangelischer und katholischer Konfession gab. Damit wurde die Wendung zum Christentum für einen Juden zum Konfessionswechsel. Die Entdeckung der geistigen und kulturellen Nähe zum Wirtsvolk, das Gemeinsame des «guten Europäertums», wie Guttman sagte, ließ einen Konfessionswechsel um so leichter verständlich erscheinen, da mit der Annahme des Christentums die Assimilierung vollkommen wurde.

Daß jedoch der Konfessionswechsel zum Christentum hin seitens des Judentums verfemt blieb, diente dazu, in dem Judenchristen die völlige geistige Assimilation an die Kirche des Wirtsvolkes zu

¹⁰ Vgl. zu diesen Fragen W. Maurer, «Kirche und Synagoge», W. Kohlhammer-Verlag, Stuttgart, vor allem S. 22ff. und 71ff.

verstärken. Wie sollte er auch als Judenchrist eine Sonderstellung in Anspruch nehmen wollen, wenn für ihn, dem ganzen Empfinden des Assimilationsjudentums gemäß, das Judentum nur als «Konfession» geschätzt wurde.

Immerhin ist dabei zu bedenken, daß hier ein Fehler im Ansatz verborgen lag, nämlich der, das Judentum nur unter dem religiösen Aspekt als Konfession anzusehen und nicht in seiner geheimnisvollen Einheit als Glaube und Volkstum zu erkennen. Es lag diesem Empfinden eine unzureichende Schau des Judentums zugrunde. Darum war die Folge, daß zwar der Konfessionswechsel die Assimilation des Judenchristen vollendete; aber er raubte ihm zugleich die Lebensmöglichkeit innerhalb der jüdischen Gesellschaft, der Judenheit. Durch seinen Konfessionswechsel wurde er Apostat. Er hatte nicht mehr «Teil und Los am Erbe des Volkes der Wahl Gottes».

Zusammenfassend kann man sagen: Wenn der Jude Christ wurde, verlor er völlig seine jüdische Nationalität. Er wurde der Kirche seines Wirtsvolkes völlig eingegliedert, er wurde ihr «eingekircht». Er wurde seinem Empfinden nach nicht «Judenchrist», sondern ein Christ in Deutschland, England usw.

III. Der Judenchrist in der Auseinandersetzung mit dem Nationalbewußtsein der christlichen Völker

Im Dritten Reich wurde mit der Verfolgung des jüdischen Volkes erstmalig der Judenchrist mit betroffen. Wir stehen damit vor der denkwürdigen Wandlung im Bewußtsein der christlichen Völker. Ihre geistige Einheit als christliches Abendland ging ihnen verloren. Sie erkennen sich nur noch als Nation. Damit mußte der Jude primär nunmehr als volks- und rassefremd empfunden werden. Nach diesem Gesichtspunkt wurde auch der Judenchrist beurteilt, wobei gleichgültig blieb, ob er nur «getaufter» Jude war oder sich als Judenchrist im Sinne des christusgläubigen Juden wußte. Notwendig mußte sich damit auch eine geistliche Wandlung im Empfinden des Judenchristen anbahnen. Und das um so mehr, als auch im Judentum ein nationales Empfinden sich geltend machte. Auch er selbst empfand sich zugehörig zu Volk und Nation der Juden

im Gegensatz zum Assimilationsjudentum, das sich nur als Konfession verstanden wissen wollte. Das Judentum empfand sich sogar in erster Linie als Volk, und erst in zweiter Linie als Glaubensgemeinschaft.

Dieser Wandel im Bewußtsein der Völker und im Judentum ließ in dem Judenchristen die Frage wach werden, ob etwa ein Judenchrist eine Brücke darstellen könnte zwischen Kirche und Synagoge, wenn auch sofort sich das Bedenken meldete, daß hier der Brückenschlag als in der nationalen Ebene liegend empfunden werden könnte und weniger religiös.

Im Ostjudentum, zumal im russischen Machtbereich, lösten die Pogrome in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts eine nationaljüdische Reaktion aus; denn hier gab es wirklich jüdisches Volkstum in dem Riesenghetto der jüdischen Siedlungsgebiete. Darum zeigten sich auch hier zuerst entsprechende Rückwirkungen im Judenchristentum. Aber auch im Westjudentum wurde ein nationales Empfinden im Judentum vor allem als Reaktion auf den wachsenden Antisemitismus lebendig. Und wiederum können wir mit Recht schließen: Wie sollte nicht auch im Judenchristen dann ein Empfinden rege werden: Ich bin religiös ein Jude *gewesen*; aber ich kann nicht vergessen, daß ich im *nationalen* Sinne ein Jude war.

Mit dem Erstarken der zionistischen Bewegung und der Gründung des Staates Israel schien sogar die Möglichkeit einer Anerkennung des Judenchristentums gegeben. Und wenn der Judenchrist sich loyal zum jüdischen Volk und Staat stellt, kann auch der Verdacht entkräftet werden — so glaubte er — mit dem Übertritt zum Christentum nationalen Verrat zu begehen.

Während nun mit dem Zweiten Weltkrieg das Überschlagen des nationalen Empfindens der europäischen Völker eine Einbuße erlitten hatte und man wieder eine europäische Gemeinsamkeit sieht, ist demgegenüber das Nationalbewußtsein im Judentum des Staates Israel zur Zeit sehr stark. Auch allgemein gesprochen darf man sagen, daß heute das Weltjudentum unter den furchtbaren Geschehnissen der letzten Vergangenheit sich mehr als bisher als eine geistige Einheit empfindet und unter ihm das Bewußtsein der Schicksalsverbundenheit stark geworden ist. Darum wird der jüdische Staat von jedem Juden als «sein» Staat empfunden.

Welche Rückwirkung hat nun dieser geistige Wandel im Judentum mit sich gebracht?

Es ist verständlich, wenn zuerst in Osteuropa es zu Versuchen judenchristlicher Sonderbildungen kam, eine «christliche Synagoge» darzustellen; denn hier gab es ausgeprägtes Volkstum jüdischer Massen. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts sammelte so Joseph Rabinowitzsch aus Kischineff, ein Advokat, die «Israeliten des Neuen Testaments» in einem besonderen Bethaus. Von ihm getaufte Juden hielten an der Sabbatheiligung fest. Man beobachtete auch die jüdischen Feiertage. Ähnliche Versuche wurden unternommen von Lichtenstein in Tapio und Szele in Rumänien und von Lucky in Galizien. Auch der jüngst verstorbene angelsächsische Geistliche Leverstoff schuf in London besondere Gottesdienste für Judentum, für die er eine hebräisch-christliche Liturgie einführte. Diese Sonderbildungen steuerten stark auf eine judenchristliche Kirche hin, und sie wiesen auf eine Frage, die Anlaß gibt, die Front zwischen Kirche und Judentum abzutasten. Von der «christlichen Synagoge» Rabinowitzsch' hieß es: «Obwohl hier offenbar der Geist Gottes sein Werk hatte, zeigten sich doch auch Züge, die ein akzidentelles Element enthielten. Deutlich war, daß der Gebrauch des Kruzifixes bei Lutheranern und Russisch-Orthodoxen der entscheidende Grund war, der ihn davon abhielt, sich ihnen anzuschließen. Soweit man beurteilen kann, war seine Theologie völlig orthodox. Und obgleich er die Beobachtung des Sabbats beibehielt und die Beschneidung, war ihm zugleich völlig deutlich, daß dies nur aus *nationalen* Gründen letztthin geschah¹¹.»

Die Bewegung hatte zunächst einen weitreichenden Einfluß gehabt. Aber nach dem Tode von Rabinowitzsch, 1899, ging sie schnell zurück. Sie wurde mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges völlig hinweggefegt. Man darf auch wohl sagen, daß sein Versuch des Brückenschlages zwischen Synagoge und Kirche zwar christliche Kreise stark interessierte, aber daß das Judentum durch diese Versuche so gut wie unberührt blieb.

In dieser Tatsache offenbart sich eine Tragik: Eine Predigt vor

¹¹ H. L. Ellison, «The Church and the Hebrew Christian» in «The Church and the Jewish People», edited by Göte Hedenquist. Edinburgh House Press. London SW 1. 1954, S. 143ff., S. 152.

Juden muß herausstellen, daß durch Jesus die Verheißungen des Alten Testaments zur Erfüllung gekommen sind. Man wandte ein, daß eine solche Predigt fälschlich oft mit einer völligen Negation der Synagoge verbunden sei. Dennoch bleibt der unheimliche Eindruck bestehen, daß das jüdische Selbstbewußtsein der Gegenwart das Bewußtsein jenes Volkes ist, das Jesus Christus verworfen hat¹². Diese Tatsache, daß bis heute das jüdische Selbstbewußtsein anti-christlich geprägt ist, läßt alle Fragen nach der rechten Haltung des Judenchristen seinem Volke gegenüber so schwer werden: Ist nicht doch die Aufgabe der Nationalität unter diesen Umständen erforderlich? Und wird damit nicht das Untertauchen in das Wirtsvolk zur tragischen Notwendigkeit?¹³.

Andererseits muß dennoch die Frage immer wieder gestellt werden: War die Idee eines Judenchristentums so ganz absurd? Gibt es nicht ein Nebeneinander von Typen protestantischen Kirchentums? Sollte es damit nicht auch die Möglichkeit eines judenchristlichen Typus geben? Alle diese Fragen spiegeln sich wieder in der Judenchristlichen Allianz, die zunächst im angelsächsischen Kulturbereich und dann auch im europäischen kontinentalen Raum sich bildete.

IV. Das Wächteramt der Internationalen Judenchristlichen Allianz

Im Jahre 1865 wurde in London die erste Judenchristliche Allianz gegründet mit dem ausgesprochenen Ziel, «ein korporatives Zeugnis gegenüber Israel und den Kirchen abzulegen». Schon 1867 trat sie mit einer Konferenz an die Öffentlichkeit. Von manchen Kirchenchristen wurde sie mit Argwohn betrachtet; «da sie sich eindeutig zu ihrer Herkunft aus Israel bekannte und den damals betonten Assimilierungsgedanken ablehnte». Ihrerseits wußten sich ihre Mitglieder durch den Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Messias demgegenüber als «rechte Israeliten». Und sie waren überzeugt, daß sie durch ihr Erlebnis «etwas von dem Geiste der Urkirche mitbekommen hatten, der in den Nationalkirchen zu einem großen Teil verloren gegangen» sei. Sie fühlten sich auch «öku-

¹² Ellison, a. a. O. S. 145; Jocz a. a. O. S. 239.

¹³ Vgl. auch Ellison a. a. O. S. 151.

menisch» miteinander verbunden, da sie aus verschiedensten protestantischen Konfessionen zusammengeführt waren und gemeinsam das Abendmahl feierten. Sie glaubten auch, daß ein solches «im besten Sinne katholisches (ökumenisches) Zeugnis auf ihre noch ungläubigen Brüder und Schwestern aus Israel einen stärkeren und überzeugenderen Eindruck machen mußte als die noch so ehrlich gemeinten Bestrebungen der konfessionsgebundenen Missionsgesellschaften». Ihre Gemeinschaft versichtbare den «Rest» Israels und sei darum ein Zeichen dafür, daß Gott sein Volk nicht verstoßen habe.

D. Leuner, der Europasekretär der Allianz, sagt, daß in dem ersten Schrifttum der jungen Allianz auch nicht die geringsten Andeutungen gefunden werden, daß hier als Wunschbild eine «judaisierende Sekte» den Mitgliedern vor Augen gestanden habe. Dem widerstreitet auch schon, daß ihre führenden Männer in den verschiedensten Kirchen leitende Stellungen innehatten.

Die 1925 nach London einberufene «Internationale Judenchristliche Konferenz» bot die Handhabe, die Bewegung auch auf den Kontinent auszudehnen. Es kam auf dieser Konferenz am 8. September 1925 einstimmig zur Gründung der «Internationalen Hebrew Christian-Alliance».

Ihre Daseinsberechtigung leitete die Internationale Allianz aus der doppelten Aufgabe ab, «in korporativem Zeugnis gegenüber ihren jüdischen Brüdern, mit denen sie sich nicht nur in der volklichen Herkunft eins wußten, sondern vor allem in der göttlichen Berufung Israels und in dem Zeugnis gegenüber der Kirche, der sie den Geist des Judentums zu vermitteln suchen und Bürgen für die Einheit des Leibes Christi aus Juden und Heiden sein wollen».

Dabei fühlen die Judenchristen sich «zu einer besonderen Demut verpflichtet, da ja Israel nicht nur das Volk der Gotteskinder und Propheten, sondern auch das halsstarrige, widerspenstige Gebilde derer ist, die ihre Propheten steinigten und den Messias verwarfen».

Darum geben sie auch ihrer Dankesschuld gegenüber den Brüdern aus den nationalen Kirchen Ausdruck, «die ihnen das Evangelium zurückgebracht und die Liebe Christi vorgelebt haben». Aber es heißt auch, daß der Judenchrist erschüttert und entsetzt darüber ist, «daß ihm das Studium der Kirchengeschichte zeige, daß

die Frage nach der Bedeutung der Rolle und des Fortbestehens Israels auf keinem der großen Konzile . . . aufgetaucht sei, sondern bis zur Gründung des Weltkirchenrates in Amsterdam warten mußte, um überhaupt erst wieder ernst genommen zu werden».

Von seinen Brüdern nach dem Fleisch will sich der Judenchrist «ebenso wenig trennen wie sich der Herr oder Paulus zu ihnen gehalten hat. Er fühlt sich für sie geistlich und volklich verantwortlich.» Er will ihnen durch das korporative Zeugnis dartun, daß es nicht nur einzelne Wenige sind, die in Jesus ihren Messias und Erlöser gefunden haben. Für die Kirchen aber möchten die Judenchristen eine «ständige Mahnung» sein, «Israel zur Eifersucht zu reizen, bis der göttliche Ratschluß erfüllt und das ganze Volk zum Glauben an seinen Messias gekommen ist»¹⁴.

Das Israelkomitee des Internationalen Missionsrates hat schon bei seiner ersten Tagung in Budapest im Jahre 1927 die Bildung und Entwicklung der Internationalen Allianz der Judenchristen begrüßt und die Hoffnung ausgesprochen, daß sie dem jüdischen Volk und der Kirche Christi zum Segen werden möchte. Auf seiner Tagung in Basel 1947 bekannte sich das Komitee erneut zur Arbeit der Allianz. Allgemein gesprochen darf man sagen: Man stand unter dem Eindruck, daß ihr wirklich ein «Wächteramt auf der Brücke zwischen Judentum und Kirche» übertragen sei, obwohl zugleich zu sagen ist, daß im Judenchristen tragisch in all seinen Spannungen sich das «Drama der Urkirche» wiederholt.

Gehen wir den Gründen nach, die überall zum Zusammenschluß der Judenchristen untereinander geführt haben, so ist hervorzuheben, 1. ein antisemitischer Judaismus innerhalb der Kirche, der sich aus der verkürzten Verkündigung ergibt, die in dem Juden nur das «verstoßene Gottesvolk» sieht. Dieser antisemitische Judaismus empfängt dann seine Verhärtung durch den säkularen Antisemitismus, der die Abneigung gegen die Juden verstärkt. Dieser kirchliche Judaismus und der säkulare Antisemitismus lassen die Judenchristen verdächtig erscheinen und ihre Motive zur Bekehrung in Frage stellen. So tritt ihnen auch in der Kirche das

¹⁴ Vgl. zu allem H. D. Leuner, «Ein Christuszeugnis aus Israel. Vom Werden und Wesen der Judenchristlichen Allianz». Zeitschrift *Judaica*, VIII. Jahrg. 1952, Heft 2, S. 94ff. Besonders Seite 96—98, 103ff., 107.

Urteil entgegen, das sie von ihrem Volke her schon tragen müssen: sie sind Renegaten. So erschwert die Kirche es dem Judenchristen ungemein, in ihr Heimatgefühl zu gewinnen. Für die Kirche dürfte sich von hier aus die Aufgabe ergeben, ihren Gliedern anhand von Röm. 9–11 das Verständnis zu erwecken, was es um das Volk der Wahl ist, über dem auch in seiner Verhärtung die Verheißung Gottes heute noch steht.

Als weiterer Grund erhebt sich für den Judenchristen immer die Frage, ob es nicht möglich sei, die völlige Assimilation zu vermeiden und seine nationale Identität zu wahren¹⁵. Aber gerade bei diesem Wunsche des Judenchristen ergeben sich für ihn spannungsvolle Momente. Die Kirche ist ihrem Wesen nach unversalistisch. Aber in Wirklichkeit breitet sich in ihr nationales Wesen aus. So drängt sich dem Judenchristen die Frage auf, ob man wirklich an ihn die Forderung stellen kann und darf, daß er seine «Nationalität» völlig aufgebe. Zugleich macht sich aber immer wieder geltend, daß dem jüdischen Volk als Volk der Wahl Gottes in der rätselvollen Einheit von Volkstum und Glaube besonderer Charakter eignet. Auf Grund seiner doppelten Verantwortung gegenüber der Kirche, das heißt in diesem Falle gegenüber den christlichen Brüdern aus seinem Wirtsvolk, und gegenüber den Juden als seinen Brüdern nach dem Fleisch wird so der Judenchrist immer hin- und hergerissen. Er weiß sich gefühlsmäßig an sein Volk gebunden und kann sich dennoch zugleich nicht lösen aus der Verbundenheit mit dem Wirtsvolk seiner Geburt. Dies wird um so mehr der Fall sein, als der Judenchrist den inneren Anschluß an die Glieder der Kirche seines Wirtsvolkes gefunden hat und damit in ihr ein Heimatgefühl aufkommen konnte. So hieß es einmal: «Wie wir uns mit dem wahren Israel (der Allianz) in lebendiger Einheit wissen, so sollten wir das auch mit der aus Israel hervorgegangenen gesamten Gemeinde Jesu Christi, der *communio sanctorum* auf Erden wie im Himmel. Und dennoch denke ich nicht völkisch jüdisch, weiß mich nach wie vor zum deutschen Volke gehörig, auch wenn es sich vor Gott an uns so schwer versündigt hat. Gott hat uns in die Zerstreung gegeben,

¹⁵ Hier schließen wir die Fragen, die mit der Wiederaufrichtung des Staates Israel sich aufdrängen, zunächst aus, da sie in einem späteren Zusammenhang zur Darstellung kommen.

damit wir auch dort Wurzel fassen sollen. Es gibt ja nicht nur eine äußere Assimilation, sondern auch eine echte Entwurzelung. Das sollte man doch auch in der Allianz bedenken. Warum soll sich denn der Judenchrist nicht auch als Engländer oder Deutscher wissen? ... Gilt unsere Aufgabe als «Brücke» zwischen Israel und Kirche nicht auch gegenüber den Nationen¹⁶?»

Doch wird gerade der Wunsch der Judenchristen, mit ihrem Zusammenschluß lebendige Zentren des Zeugnisses gegenüber ihrem Volke zu bilden, sie bewußtseinsmäßig dahin führen, sich als Brücke gerade zwischen Kirche und Judentum zu empfinden, nicht minder als Brücke zwischen dem nichtjüdischen Judenmissionar und den Juden. Das Verlangen zu einem Korporativzeugnis vor dem jüdischen Volk war ja wesentlicher Grund des Zusammenschlusses.

Daß aber die nationale Verengung der Kirche unter den Völkern immer wieder für die Judenchristen der Grund war, einander zu suchen, ist wieder aus der Vergangenheit zu verstehen. Der Jude ist Christ geworden, weil er Christus fand. Und nun findet er «Christum zerteilt» in Konfessionen, die weithin auch völkische Verwurzelung aufweisen. Aus seiner jüdischen Vergangenheit brachte er die Last der tiefgreifenden inneren Spannungen innerhalb des Judentums mit sich. Demgegenüber war der jüdische Einwand gegenüber dem Christentum mit dem Hinweis auf seine eigene innere Uneinigkeit nicht nur als Propagandatricks zu verstehen. Der Judenchrist erlebt darum immer wieder eine schwere innere Erschütterung, wenn er die tiefgreifende innere Uneinigkeit innerhalb der Kirche wahrnimmt. Sie wird ihm darum auch zum Ärger, weil sie ihn oft von seinem Christ gewordenen jüdischen Mitbruder, der zufällig einer anderen Konfession angehört, trennt.

Der Jude ist Christ geworden um Christi willen. Darum verstehen wir seine Leidenschaft für die Ökumenizität der Kirche. Er wird Vorkämpfer der Ökumene weniger in theologischer als durch sein Bekenntnis in actu. Er weiß sich aus der rätselhaften Einheit von Glaube und Volkstum des jüdischen Volkes herausgenommen und aufgenommen in die Ökumenizität der Kirche und muß immer wieder erleben, wie national und konfessional zerspalten die Kirche

¹⁶ Zeitschrift «Zeuge», Nov. 1954, Nr. 13. «Zur Frage der Assimilation» von F. M., Zürich.

ist. Darum wird er mit innerer Notwendigkeit der Zeuge der Vorläufigkeit aller nationalen Sonderungen innerhalb der Kirche und aller Vorläufigkeit des Konfessionalismus. Der Judenchrist hat nur Raum zum Atmen in einer Kirche, die sich als Glied der *einen* Heiligen Christlichen Kirche weiß. Nur sie kann ihm geistliche Heimat bieten. «Er redet mit jener ökumenischen Leidenschaft, die für so viele Judenchristen geradezu charakteristisch ist¹⁷.»

So empfindet er die Zeugnisaufgabe, mitzuhelfen, daß keine «falschen Götter» von den Christen angebetet werden. Der Judenchrist ist darum für die Kirche die beständige Mahnung, sich nicht mit nationalem Kirchentum zu begnügen, sondern sich ihrer Fremdlingschaft und ihrer Ökumenizität bewußt zu bleiben¹⁸.

Darum gerade ist ihm ja die Allianz die geistliche Heimat, «die ihm nicht bloß über das niederdrückende Gefühl der Vereinsamung, sondern auch über den Kummer der Zerrissenheit der Kirche in viele Bekenntnisse hinweghilft»¹⁹.

V. Die Not des Judenchristen im Dritten Reich als Frage an die Kirche

Das Problem des Judenchristentums stellt heute die Kirche «vor die Judenfrage als ihre eigene Frage, um sie zur Klarheit über sich selbst, über ihren Grund, über ihren Weg und über ihr Ziel zu zwingen»²⁰.

Diese Sätze von Professor Rengstorf haben ihre Wahrheit erwiesen, als im Dritten Reich der Kirchenkampf mit innerer Folgerichtigkeit sich am Arierparagraphen entzündete. Mit ihm brach die Frage nach dem Wesen der Kirche auf, ob sie sich leiten lassen wollte von einer Volkstums- und Staatsideologie oder aber sich als Schöpfung Gottes versteht. Ob also die Kirche grundlegend bestimmt ist durch den Heiligen Geist und durch die Taufe, oder aber völkisch bestimmt ist als die Kirche der Christen arischer Rasse. Das Offenbarungsverständnis des Volkes Israel als des Volkes der Wahl Gottes lehrt sie, die Besonderheit des Judenchristen eben nicht

¹⁷ «Zeuge» 1952, Nr. 8/9, S. 5.

¹⁸ «Zeuge» 1953, Nr. 10, S. 15, und 1954 Nov., S. 18.

¹⁹ Vgl. zu allem auch Ellison a. a. O. S. 154ff.; Jocz a. a. O. S. 201ff.

²⁰ Rengstorf, Zeitschrift «Saat auf Hoffnung» 1950, IV, S. 146f.

in Rasse und Volkstum zu sehen, sondern in der besonderen Treue Gottes gegenüber Israel. Sie sah sich daher mit der judenchristlichen Frage nicht vor eine Volkstumsfrage, sondern vor eine religiöse Frage gestellt. Darum hieß es mit Recht, daß der Judenchrist «durch sein bloßes Dabeisein innerhalb der Gemeinde die Verfälschung des christlichen Glaubens in Richtung auf eine Nationalreligion in der nationalen Kirche» niederhalte²¹. Der Judenchrist wurde so als das lebendige Denkmal der Treue Gottes erkannt, als Zeichen dafür, daß der Zaun zwischen Juden und Heiden niedergelegt ist. Damit war der Judenchrist im Dritten Reich berufen, die Grenzen alles Nationalen in der Kirche aufzudecken und zum Skandalon zu werden für alles national-religiöse Denken innerhalb der Kirche²².

Andererseits mußten sich bei dem Judenchristen auch die Erlebnisse der Rassenverfolgung der Juden im Dritten Reich, in die er mit hineingezogen wurde, bewußtseinsmäßig geltend machen. Denn weltgeschichtlich erstmalig wurde mit der Ausstoßung des Judentums aus der offiziellen «christlichen Welt» auch er unter der Auswirkung des Rassedenkens mit betroffen. Das führte ihn zwangsläufig in eine verschärfte Isolierung von der Kirche. Er wurde in eine Absonderung von der Kirche gedrängt und damit die immer schon latent empfundene innere Trennung von ihr verstärkt. Er wurde in ihr vollends fremd, geschweige denn, daß er in einer Kirche ein Heimatgefühl hätte aufbringen können. Damit war er schicksalsmäßig auf seine Zugehörigkeit zu seinem jüdischen Volk hingewiesen. Es ist verständlich, daß nun in ihm Empfindungen aufkamen: «Weil man uns zum Judesein gezwungen hat, wollen wir auch als Christen Juden bleiben.»

Hinzu kam von jüdischer Seite das neue Selbstverständnis, das in der jüdischen Renaissance als Gegenschlag gegen die Assimilation und vor allem im Zionismus lebendig geworden war. Wie sollte damit im Judenchristen nunmehr nicht der nationale Gedanke — und nicht zuletzt als Folge der Verschuldung der Kirche — rege werden. Wenn damals die Neigung zu judenchristlichen Sonder-

²¹ Vgl. Ehrenberg, «Leitsätze zur Judenfrage», These 15—19.

²² Vgl. Jasper, «Die Evangelische Kirche und die Judenchristen». Vandenhoeck & Rupprecht, Göttingen 1934, S. 24f.

bildungen lebendig wurde, so hat die Kirche damit nur einen Ruf an sich zu erkennen. Dem Judenchristen eine geistliche Heimat zu bieten, ist der einzig wirksame Weg zur Vermeidung einer judenchristlichen Sezession²³. Wir müssen darum der Judenchristlichen Allianz unsere Bewunderung zollen, daß sie dieser Versuchung nicht Raum gegeben hat.

VI. Die Versuchung des Judenchristen der Diaspora durch die Existenz des Staates Israel

Eine verstärkte Versuchung trat an den Judenchristen mit der Bildung des Staates Israel heran. Wie sollte nicht sein Herz höher schlagen, daß nunmehr nach 1900 Jahren es wieder einen jüdischen Staat gibt. «Wir stehen vor dem historisch brutalen Faktum, daß Israel wieder Volk und Nation geworden ist. Damit tritt der Kirche das nicht glaubende Israel und seine Synagoge zum ersten Male in der Geschichte wieder klar gegenüber», sagte D. Leuner auf der Akademietagung in Bad Boll im Februar 1952, die unter dem Thema stand: «Israel im Heilsplan Gottes.»

Es schien manchem Judenchristen die Existenz des Staates Israel eine «Manifestation Gottes», ohne daß man sich jedoch zu irgend einer heilsgeschichtlichen Deutung dieses Geschehens bekennen konnte. Auch das Exekutivkomitee der Internationalen Judenchristlichen Allianz nahm zu diesem historischen Ereignis in einer besonderen Erklärung Stellung. In ihr hieß es: «Die Allianz begrüßt wärmstens die Zusage völliger religiöser Freiheit für alle, von der im Verfassungsentwurf die Rede ist, und sieht mit freudiger Erwartung der Gelegenheit entgegen, in der Praxis die Falschheit der Jahrhunderte alten Anschuldigung zu beweisen, wonach der Glaube an Jesus als den Messias unvereinbar sei mit treuer Zugehörigkeit zum jüdischen Volk. Mit Bedauern und ernster Sorge betrachten wir die Bestrebungen des Staates, seine vielen Probleme mit lediglich säkularen Mitteln lösen zu wollen, und bitten, daß sich seine führenden Männer von Gott leiten lassen mögen, dessen

²³ Vgl. Rengstorf, «Saat auf Hoffnung» 1950, IV, S. 156. Jasper, «Die Frage nach dem Judenchristentum heute», Zeitschrift «Für Arbeit und Besinnung» 1952, 1. April, S. 104.

Willen der Staat sein Dasein verdankt.» Ferner wurde auch darauf hingewiesen, daß mit der Entstehung des Staates Israel das Problem einer judenchristlichen Kirche in ein neues Stadium getreten sei, ohne daß sich die grundsätzliche Einstellung der Allianz geändert habe²⁴.

Als es daher aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der holländischen Judenchristlichen Allianz in Holland zu einer Konferenz im Juli 1950 kam, hatte sich der Schwerpunkt der judenchristlichen Interessen «und damit auch unserer Arbeit nach dem Lande Israel verlagert». Man redete mit Eifer von der «Errichtung einer judenchristlichen Siedlung in dem jungen Staat» und auch davon, daß «unsere christusgläubigen Brüder im Heiligen Lande, die unter den gegebenen Umständen keinen leichten Stand haben, durch Fürbitte und weitgehende Unterstützung in die Lage versetzt werden, ein würdiges und eindrucksvolles Zeugnis abzulegen und damit den Boden für die Entstehung einer jungen Kirche in Israel vorzubereiten». Immerhin war man sich auch auf dieser Konferenz nüchtern der Gefahr bewußt, die in der «krankhaften Überbewertung des nationalen Gedankens in dem jungen Staate» liege. «Sollte es je zu einem Konflikt der Loyalität kommen, muß der christusgläubige Jude seinem Herrn und Heiland den Vorrang über alle völkischen und vaterländischen Ideale einräumen. Selbst der Staat Israel darf nicht mit dem Gottesreich identifiziert werden; denn dieses Gottesreich ist eben nicht von dieser Welt, so sehr wir auch manchmal wünschen und hoffen, es hier aufrichten zu können²⁵.»

Alle diese Äußerungen verraten uns, wie stark die Judenchristen der Diaspora durch die Bildung des Staates Israel bewegt sind. Wenn es heißt, daß es «der Wille Gottes ist, dem der Staat Israel sein Dasein verdankt», ergibt sich daraus notwendig für ihn die Frage, ob damit auch von ihm gefordert ist, daß er in ihm seine Heimat suche. In einem Aufsatz: «Etwas zum Nachdenken» nimmt Leuner dazu Stellung. Wir lesen:

«Wenn der Judenchrist der Ansicht ist, daß seine Heimat im Lande Israel liegt, an dessen Aufbau der in Gebet und Dienst-

²⁴ Leuner, «Christuszeugnis» a. a. O. S. 109f.

²⁵ «Zeuge» 1950, Nr. 2.

leistung ehrlichen Anteil nimmt und mit dessen Volk er sich ganz tief und echt verbunden fühlt, wird er auf die Dauer die Frage nicht vermeiden können, wie es denn mit der Konsequenz seiner Einstellung aussieht. Sollte er nicht alles daransetzen, nach Israel zu gehen und dort den Beweis für die bisher nur intellektuell vertretene Überzeugung zu liefern? Und wie steht es dann mit seiner Loyalität gegenüber dem Volk und Staat, in dessen Mitte er aufgewachsen ist und an dessen wirtschaftlichem, kulturellem und politischem Leben er bis jetzt mitgearbeitet hat? Wenn sein Herz für das Gelobte Land schlägt, muß er sich fragen, wie weit ihn seine bisherigen Mitbürger für einen nicht mehr so ganz zuverlässigen Volksgenossen halten. Ist er wirklich bereit, von seinen englischen oder deutschen, dänischen oder holländischen Freunden als ein schlechterer Bürger betrachtet zu werden? Und wie setzt er sich als Christ mit dem Sinn des Wortes aus dem Hebräer-Brief auseinander, wonach wir hier keine bleibende Stätte haben?»

Hinzu kommen weitere Erwägungen, die vom Staate Israel her verstärkt auf den Judenchristen zukommen, wie es mit dem Festhalten der jüdischen Gebräuche stehe. Es ist die Frage erwogen, ob die Beschneidung wirklich den Sinn habe, den Judenchristen dauernd völlig an Israel zu binden, namentlich wenn die Taufe hinzugekommen sei. Ebenso heißt es: «Sollen wir nicht das Heilige Gesetz Gottes im Geiste Christi auch in den Völkern, zu deren Besten nach Jer. 29, 7 wir beitragen sollen, zu leben suchen²⁶?»

Auch Leuner gibt zu bedenken: «Oder nehmen wir die Frage, wie weit die Beobachtung gewisser jüdischer Gebräuche oder Feste in Einklang zu bringen ist mit seiner (des Judenchristen) heiligen Überzeugung, daß sein eigenes und seiner jüdischen Geschwister einziges Heil in Christo Jesu zu finden ist. Das Feiern des Seder-Abends, der im jüdischen Volk die unvergeßliche Erinnerung an den Auszug aus Ägypten festhält und damit an die erste Offenbarungstat des Erlösergottes, kann und wird in unseren Kreisen mit dem Kommen des Messias, mit Seiner Wiederkunft und mit der in Ihm erreichten Vollendung des Gedanken vom Passahlamm, dessen Blut uns das Leben rettet, in ursächlichen Zusammenhang

²⁶ «Zeuge» 1954, Nr. 13.

gebracht. Man kann dagegen kaum biblisch-theologische Einwände erheben. Aber läßt sich beispielsweise die Beobachtung des Versöhnungstages in gleicher Weise rechtfertigen? Ist seine Bedeutung durch das Opfer von Golgatha nicht für alle Zeiten abgetan? Gilt hier für uns das Gesetz in seiner Ganzheit^{27?}»

Die Frage verschärft sich noch weiter: Wenn im Staate Israel tatsächlich eine judenchristliche Kirche entstehen sollte, wie haben sich dann die Judenchristen der Diaspora zu verstehen? Sind sie etwa «Auslandsglieder» dieser Kirche? Welche Folgerungen würde das für das Verhältnis zur Kirche des Wirtsvolkes haben? Diese Frage wird dann von Gewicht sein, wenn die Überbetonung des nationalen Gedankens für den Judenchristen zur Versuchung wird.

Damit stehen wir vor der Frage nach der Möglichkeit, Eigenart und Versuchung einer judenchristlichen Kirche im Staate Israel.

VII. Welche geistige Lage findet der Judenchrist im Staate Israel vor?

Im Staate Israel muß für den Judenchristen der Wunsch nach religiösem Selbstaussdruck und Eigenverständnis groß werden, zumal das stark betonte jüdische Selbstbewußtsein sich auch in ihm geltend machen muß. Das hatte uns schon in ähnlicher Weise das neue jüdische Selbstverständnis in der Diaspora gezeigt. Unbedingt erschließt sich für den Judenchristen daraus die Frage und der Wunsch nach einer judenchristlichen Kirche um seiner selbst willen und vor allem auch um der Missionsmöglichkeit willen unter seinem Volke. Denn eine Darbietung des Evangeliums an die Juden im Staate Israel, die eine Verleugnung der Loyalität ihm gegenüber einschließen müßte, wäre zu einem totalen Mißerfolg verdammt. Wie dann der Christ gewordene Jude seine Nationalität erhält, muß ihm seine Erfahrung zeigen. Immer aber muß unabdingbare Forderung sein, daß die Kirche ihm diese seine Aufgabe nicht zu erschweren hat. Wie schwierig aber die Existenzbedingungen der Judenchristen im Staate Israel sich für ihn gestalten, wird sofort deutlich, wenn wir uns die Einstellung der Israeli, der jüdischen Bewohner der Staates Israel, ihm gegenüber klarmachen. Bei der nationalen Hochspannung wird der Übertritt zum Christentum als

²⁷ »Zeuge« Juni 1954, Nr. 12, S. 1f.

Verrat an der jüdischen Volksgemeinschaft gewertet, und zwar als nationaler Verrat mehr im säkularen Verständnis des Wortes. Und nach den Erfahrungen der jüngsten Zeit, die sich aus der Verfolgung in der Zeit des Dritten Reiches herleiten, muß sich im Bewußtsein des Juden ein Übertritt widerspiegeln als Sympathiekundgebung für die «christlichen Völker», die doch die Träger der Verfolgung aller Zeiten gewesen sind: Wie soll Jesus als der Messias Israels verstanden werden, wenn seine Jünger Leid über Leid dem jüdischen Volke verursacht haben!

Im Staate Israel als modernem Rechtsstaat besteht selbstverständlich Religionsfreiheit. Aber es erweist sich, daß im Judentum wie früher in der Diaspora so auch im Staate Israel die Grenze der Religionsfreiheit beim Judenchristen offenbar wird. Der Jude kann alles sein, er kann orthodox sein, liberal und sogar — religionslos. Aber es herrscht das Empfinden vor, daß ein Judenchrist für das Staatswesen gefährlich ist, als hätte er, wie Professor Schoeps sagen würde, dem «Baal des Nationalismus den Abschied gegeben». Denn der Judenchrist vermag Staat und Volk nicht einen Höchstwert zuzuerkennen. Und darum verträgt der Israeli wohl einen «privaten Glauben an Jesus als den Messias», aber nicht ein «offizielles» Bekenntnis zu ihm. Dies zieht gesellschaftliche Verfehlung und wirtschaftlichen Boykott nach sich.

Die Verdächtigung der Judenchristen wird immer auch genährt durch die Tätigkeit ausländischer Judenmissionen. Sie und die von ihr gewonnenen Judenchristen wurden vom israelischen Oberrabbinat in Jerusalem heftig angegriffen. Dieses erließ am 20. Dezember 1952 einen Aufruf, der von den beiden Oberrabbinern Dr. Herzog und Usiel und dem Generalsekretär des Oberrabbinates Shesuri unterzeichnet war. Er war an alle Rabbiner und religiösen Funktionäre gerichtet und auch in die Presse geleitet. In ihm hieß es zu Anfang: «Über vierhundert Sendboten des Teufels (Schlichey Hasatan), Missionare, unter ihnen getaufte Juden, Verräter ihrer Herkunft, haben sich jetzt wie ein Heuschreckenschwarm (ke Arbe) im Lande niedergelassen.» Der Reformjude Schalom Ben Chorin schreibt dazu, daß besonnene jüdische Bürger diese «Schimpfkanonade einer oberen Religionsbehörde und ihrem berechtigten Kampf gegen die christliche Mission unwürdig» sei. Sie haben frei-

lich «Recht und Pflicht, der christlichen Mission mit aller gebotenen Schärfe entgegenzutreten». Aber dies könne auch geschehen, ohne die Missionare zu beschimpfen. Es müsse die Losung lauten: «Geistiger Kampf statt Hetze». Denn das Christentum sei eine dem Wesen nach Mission treibende Religion. Dies hätten auch die Herren vom Religionsministerium stets sich zu vergegenwärtigen.

Das Oberrabbinat griff aber besonders die «Mumarim bogdim», die verräterischen jüdischen Täuflinge, an. Dazu sagt Schalom Ben Chorin, daß die heutigen Judenchristen sich wesensmäßig von den Meschumadim, den Täuflingen von früher, unterschieden. Denn sie verließen nicht die jüdische Volksgemeinschaft, sondern hielten ihre nationale Zugehörigkeit zu ihrem Volke fest. Mit diesem Novum müsse auch das Oberrabbinat sich auseinandersetzen.

Zum Schluß fragt Schalom Ben Chorin, was zu tun sei. Dabei weist er darauf hin, daß viele jüdische Kinder in Missionsanstalten dem Judentum entfremdet würden. Dies müsse unterbunden werden, indem sie in jüdische Institute übergeführt würden, jedoch «ohne Haß und Zwang in edlem Wettstreit». In diesem Sinne betätige sich schon die Jugend-Alija. Ebenso müßte den Erwachsenen Seelsorge zuteil werden, damit sie nicht in ihrer Not und Ratlosigkeit dem Zuspruch der Missionare sich öffnen. Auch diese Aufgabe habe das Oberrabbinat noch gar nicht gesehen. Ferner sei der Ausbau der jüdischen Bibelgesellschaften geboten; denn eine Übersetzung bedeute immer zugleich Auslegung²⁸.

Zur Stellung der Israeli zur Bibel äußert sich Schalom Ben Chorin in einem Artikel in der Zeitschrift «Judaica»: «Die Bibel im heutigen Israel»²⁹. In ihm führt er aus, daß Israel das Land der Bibel ist. Auch die wiederbelebte hebräische Sprache ist die Sprache der Bibel. So erschließen Land und Sprache einen neuen, ungeahnt lebensnahen Zugang zur Bibel. Darum spricht er dann auch von dem «Dreiklang Israels: Bibel, Volk und Land». Während früher das Talmudstudium die Bibel verdrängte und bei den Assimilanten die Bibel in Vergessenheit geriet, ist heute die Bibel das einigende Band aller Gruppen in Israel. Selbst Ben Gurion betont, daß die Bibel die Grundlage der jüdischen Kultur ist.

²⁸ Erstmalig niedergeschrieben in Yedijoth Hajom, 3. I. 53.

²⁹ 1954, III. S. 170ff.

Schalom Ben Chorin weist dann auf einen Artikel in Reader's Digest hin, betitelt: «Ist die Bibel Hilfe beim Aufbau Israels?» und fährt fort, daß die Bibel «in Israel die Grundlage des Lebens in jeder Hinsicht» geworden sei. Denn sie ist «*das* Geschichtsbuch, *die* Literaturquelle und Grammatik, *das* Geographiebuch ganz . . . unabhängig von seiner religiösen Einstellung». Die biblische Archäologie würde geradezu «Volkssport». «Aber auch heute», sagt er dann, «kann das Wort Gottes baalisiert werden». Denn tatsächlich ist die Bibel «zu einem Zentralstück der nationalen Literatur, der nationalen Geschichte und nationalen Kultur gemacht». Damit ist sie «ins Historische abgeschoben und aus der Unmittelbarkeit des lebendigen Anspruchs gerissen».

Die Sätze von Schalom Ben Chorin verraten deutlich, daß in der Judenheit des Staates Israel die Bibel nicht als Offenbarungs-urkunde gewertet ist, sondern als nationaler Baedeker. Dies ließe sich noch in mannigfacher Weise belegen. Und alles ist immer wieder ein Beweis für die starke Säkularisierung und nationalistische Färbung des geistigen Lebens in Israel³⁰.

Bemerkt sei noch, daß Schalom Ben Chorin die Anregung gibt, der Missionsarbeit im Staate Israel den «Wind aus den Segeln» zu nehmen «durch jüdisch-christliche Verständigungsarbeit». «An die Stelle eines Seelenfangs auf der einen Seite und der Schimpfkanonade auf der anderen Seite muß das jüdisch-christliche Glaubensgespräch treten, in welchem sich beide Seiten kennenlernen und einander religiös bereichern. Das Nebeneinander und Miteinander muß an die Stelle des Gegeneinander treten³¹.»

Es sei ausdrücklich festgestellt, daß ein christliches Zeugnis im Staate Israel möglich ist. Aber es ist keinesfalls leicht, es abzulegen. Zu einer gewissen Zeit schien es tatsächlich zweifelhaft zu sein, ob man das christliche Zeugnis überhaupt dulden wolle. Für die Gegenwart gilt jedoch, daß die Missionare in ihrer Arbeit nicht

³⁰ Eine Gruppe atheistischer Lehrer hat das Alte Testament als Schulbibel herausgegeben. In ihm ist viel geändert. Das Wort «Gott» ist nach Möglichkeit ausgemerzt. Es wird nur in der Sinaigeschichte erwähnt. Von den Zehn Geboten fehlt das erste, und drei weitere sind dem Sinne nach geändert. Es bleiben letztthin nur Anweisungen, den Sabbat zu halten und die Eltern zu ehren, ohne daß auch da Gott erwähnt wird.

³¹ Yedijoth Hajom, 3. 1. 53.

gehindert werden. Und das, obwohl die missionarische Zielsetzung den Staatsbehörden bekannt ist.

Dabei ist zu beachten, daß die meisten missionarischen Kräfte in «Institutionen» tätig sind, also in Einrichtungen sozialen Charakters oder in der ärztlichen Mission, in Schulunternehmungen und dergleichen. Die Politik des Staates geht offenbar dahin, den Arbeiterstab der Mission unbehelligt zu lassen. In Aussprachen zeigte sich, daß die Juden wohl der Mission gegenüber tolerant sein können, jedoch nur solange, wie nach ihrer Ansicht ihre Bedeutung gering ist.

Hinzu kommt die große innere Zerspalttheit innerhalb der Judenschaft des Staates Israel. Die Agnostiker behaupten, für die Religion überhaupt kein Organ mehr zu haben. Viele sind der Weltanschauung nach Materialisten, wenn auch von Rassestolz erfüllt. Wieder andere, nach ihrem Glauben gefragt, geben die Antwort, sie wüßten nicht, was sie glaubten. Die Orthodoxen werden durch ihre eigene Messiaserwartung daran gehindert, zu glauben, daß der Messias sich für sie als das «Lamm Gottes» geopfert hat. Von den orientalischen Juden, die um ihres Glaubens willen einwanderten, heißt es, daß unter ihnen immer mehr eine messianische Enttäuschung sich ausbreite, «wie in den Tagen Sabatei Zewis, des falschen Messias aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.» Aber allzuoft wird immer wieder erklärt, daß die Annahme Jesu als des Messias dem Volksverrat gleichkomme.

Mission unter Israel ist immer ein Wagnis des Glaubens, besonders aber im Staate Israel. Aber ernsthafte jüdische Stimmen sagen auch, es wäre eine «verhängnisvolle Politik, wenn wir darüber hinwegsehen und darauf hoffen wollten, wie die anderen zu sein». Es wäre nicht Wiedergeburt, aber sicherer Tod. Man überdauert nicht Jahrtausende, um in irgend einer Zeitlichkeit zu versinken³².

VIII. Die Frage nach einer judenchristlichen Kirche im Staate Israel

1. Der Weg der Not für den Judenchristen im Staate Israel. «Wir sind gewiß so weit von einer echten, eigenen, innerlich mit dem

³² Dr. Geis, Chanucka, «Allgemeine Wochenzeitung für die Juden in Deutschland», 25. Dez. 1953.

jüdischen Volkstum verwurzelten israelischen Kirche entfernt, wie wir es immer waren.» Dies ist immer wieder der Eindruck, den die Judenchristen bei nüchterner Beurteilung der geistigen inneren Lage der jüdischen Bevölkerung im Staate Israel gewinnen. Sie stehen einer starken Nationalisierung des geistlichen Lebens gegenüber, wie wir schon hörten. Die Engländer würden sagen, gegenwärtig binde die jüdische Tradition den Juden mehr an Jewry (an die Judenheit) als an Judaism (Judentum). Man ist indifferent und uninteressiert gegenüber allen Fragen, die das Judentum als Religion, das Christentum und den Islam betreffen. Dennoch geht ein tiefes Fragen durch die Kreise der jüdischen Allianz, ob es nicht doch zu einer judenchristlichen Kirche im Staate Israel kommen müsse³³. Auf der internationalen Konferenz der Allianz in Boldern bei Zürich im Juli 1952, die unter dem Thema stand: «Ist in Israel eine Kirche im Werden?», äußerte sich Jocz dahin, «daß es im zerstreuten Israel (dem Diasporajudentum) keine eigene judenchristliche Kirche geben darf, daß es aber im Lande Israel früher oder später zu einer entsprechenden eigenen Kirche kommen muß, die sich hauptsächlich aus Judenchristen zusammensetzt und doch ein Glied der Una Sancta ist.» Auf dieser Tagung sprach auch D. S. Enker, der gegenwärtige Sekretär der Judenchristlichen Allianz im Staate Israel, der, wie es hieß, «mit warmer Herzlichkeit seine Zugehörigkeit zu Israel betonte»³⁴. Er gab einen Situationsbericht über die christliche Gemeinde in Israel. Sie existiere, aber ihr Dasein sei genau wie überall «in der Zersplitterung von Kirchen und Sekten verborgen». Die Einheit der Judenchristen sei aber im Staate Israel besonders vonnöten, denn «die Zersplitterung gibt unseren Brüdern Ursache zu Spott und Kritik». Sie wird geradezu ein Ärgernis.

Unter dem Druck des Judentums erliege man auch der Versuchung, «sich in bestimmten äußeren Formen dem Judentum anzupassen. Daß die Zusammenkünfte meist am Sabbat gehalten werden, ist eine wegen der Gesetze des Landes erforderliche, theologisch unbedenkliche Notwendigkeit. Aber daß man in der einen

³³ Die ungefähr 40000 Christen fremder Völker im Staate Israel sind an einem Missionswerk unter den Juden so gut wie uninteressiert.

³⁴ «Zeuge» 1952, Nr. 8/9, S. 6.

oder anderen Gruppe die Liturgie der Synagoge und das Gesetz von Moses oder sogar auch die rabbinischen Speisevorschriften hinnehmen will, ist doch schon eine, wenn auch von der Situation her begreifliche, geistliche Gefahr.» Man hat sogar von der Beschneidung und der Trauung durch den Rabbiner gesprochen. Wenn aber der Judenchrist unter das Gesetz zurückgeht, wird er notwendig zu Konzessionen getrieben, die seine christliche Existenz aufs schwerste bedrohen. Es ist dann der Schritt nicht mehr weit zu den heimlichen Judenchristen, die, wie Enker sagt, «zurückgezogen in der Vereinsamung einer Art geistlicher Katakombe leben». Sie verheimlichen ihren christlichen Glauben. Diese «heimlichen Judenchristen» leiden selbst darunter.

Aber es wurde auch davon gesprochen, daß andere «an den Gottesdiensten der ausländischen Kirchen teilnehmen, die oft viel von der nationalen Farbe des Landes ihrer Herkunft in ihren Kult gemischt haben». Es ist daher verständlich, daß die Judenchristen dann mit Sehnsucht auf eine Kirche warten, «die in geistlicher Bruderschaft mit den Kirchen der Welt sich national — fleischlich, würde Paulus sagen — tief verwurzelt wissen im Volke Israel»³⁵. Leuner hebt daher noch mit Recht hervor: So ist «der Weg vieler Judenchristen in Israel nach wie vor der einer großen Not, Armut und Ausweglosigkeit»³⁶.

2. *Die reichsunmittelbare Messiasgemeinde, die Gründung von Abraham Poljak.* Man darf wohl sagen, daß der in Deutschland bekannt gewordene Judenchrist Abraham Poljak im Staate Israel einen Weg gegangen ist, bei dem die Gefahr der Judaisierung der Kirche akut wurde. Immer hat die Allianz zwischen einem judaisierenden Christen und einem Judenchristen zu unterscheiden gewußt. Sie hat sich darum auch gegenüber der Ideenwelt eines Poljak mit Recht verschlossen gehalten. Bei Poljak bricht tatsächlich die ernste Frage auf, wie weit die Akkomodation an das Judentum gehen darf. Er hatte Ende 1950 in Jerusalem eine Konferenz sogenannter «messianischer Juden» einberufen, die unter dem Er vermied bewußt das Wort «Kirche». Seine «judenchristliche

³⁵ «Zeuge» 1952, Nr. 8/9, S. 6ff.

³⁶ «Zeuge» 1952, Nr. 8/9, S. 18.

hebräischen Namen «Ichud Jehudim Meschichijim Be-Israel» (Zusammenschluß messianischer Juden in Israel) eine Art «messianische Synagoge» oder judenchristliche Kirche vorbereiten sollte. Gemeinde», wenn wir sie so nennen wollen, kann man daher charakterisieren: 1. Sie bezweckt die vollständige Lösung von sämtlichen Kirchen und Judenmissionen. 2. Die Konstituierung einer Gruppe mit dem Ziel, eine israelische christliche Kirche zu schaffen. 3. Die Hereinnahme des Evangeliums in die Synagoge, das heißt bewußte Anpassung an die jüdische Umwelt. 4. Verzicht auf missionarische Tätigkeit unter den Juden zu Gunsten eines schweigenden Wartens auf die nahen Ereignisse³⁷.

Der letzte Punkt zeigt eine zweite Gefahr an, der Poljak besonders erlegen ist, die aber auch sich in anderen, vor allem in freikirchlichen und Gemeinschaftskreisen zeigt. Sie besteht in einer Judaisierung des endgeschichtlichen Zeugnisses des Neuen Testaments. Indem sich bewußtseinsmäßig bei Poljak das neue nationale jüdische Selbstverständnis geltend macht, kreisen seine Gedanken darum letztlich nicht um den Herrn Christus, sondern sie haben das Judentum zum Mittelpunkt. Gerade das verführt ihn zur Judaisierung der Enderwartung in dem Sinne, daß er entsprechend einer «geistlichen Erleuchtung» seine «judenchristliche Gemeinde» als besondere Auswahlgemeinde versteht, die einen besonderen Auftrag hat, der nur in Jerusalem im Blick auf die nahe Wiederkunft Christi ausgeführt werden kann. Sie ist sozusagen der neue Anfang Israels. Er unterscheidet daher zwischen einer Reichsgemeinde und einer Leibesgemeinde und gewinnt durch diese Auseinanderreißung zweier heilsgeschichtlicher Linien die Möglichkeit, «Sonderverheißungen zu postulieren, die nur dem Judentum allein und nicht der Kirche gehören». Indem für ihn das «Reich» zum Reich Israel auf Erden wird, verfällt er einer Judaisierung der Zeit des tausendjährigen Reiches, das er mit dem Reich Israel zusammen schaut. Für ihn ist daher das Ergebnis der Staatsgründung Israels letztlich eine neue Offenbarung Gottes im Heiligen Geist.

Man gewinnt bei Poljaks Gedankenreihen den tiefen Eindruck, daß hier der Herr Christus in die Synagoge einbezogen wird, ohne

³⁷ Vgl. Hutten, «Materialdienst» vom 1. 4. 1952, Nr. 7, Beiblatt zur Zeitschrift «Für Arbeit und Besinnung», Quellverlag, Stuttgart.

daß die Synagoge damit Kirche wird. Die pneumatische Begründung der Staatsgründung Israels wird andererseits die Ursache dafür, daß er an der Schrift und damit auch an der Kirche vorbeigeht und in diesem Sinne «reichsunmittelbar» wird. «Im Lichte der prophetischen Erfüllung» ist ihm die Staatsgründung ein eschatologisches Zeichen für das «Reich Israel, und zwar des Israels, das jetzt als Staat gegründet wurde, als Neubeginn des Reiches Gottes»³⁸.

Bemerkt sei noch, daß seine Gedanken in Deutschland in pietistischen und freikirchlichen Kreisen stark Wurzel geschlagen hatten, zumal in Württemberg. Inzwischen ist aber bereits eine Ernüchterung in vielen Kreisen eingetreten. Im Staate Israel suchte er seinerzeit für seine «Messiasgemeinde» staatliche Anerkennung zu erreichen, die jedoch verweigert wurde. So löste sie sich auch bald wieder auf. Nur ganz wenige Judenchristen, die kaum die Zahl zehn erreichen dürften, blieben für seine Gedanken offen. Heute hat Poljak für die innere Haltung der übrigen Judenchristen im Staate Israel keine Bedeutung mehr. Seine Gemeinde steht außerhalb der Judenchristlichen Allianz. Und wenn sie als «Judenchristliche Gemeindebewegung Springer (Baron)-Poljak-Ben Maeir» bezeichnet wird, so ist das ein reichlich volltönender Name³⁹.

3. *Daniel Zions messianische Synagoge.* Eine andere bemerkenswerte Gestalt im Staate Israel ist Daniel Zion. Er war Oberrabbiner in Bulgarien und nach seiner Einwanderung in den Staat Israel Rabbiner von Jaffa. Hier legte er im Jahre 1950 in der Synagoge ein öffentliches Bekenntnis für Jesus als den Messias Israels ab. Selbstverständlich wurde er daraufhin gezwungen, sein Amt niederzulegen. In seiner von ihm gebildeten «messianischen Synagoge» hält er jeden Sabbat Gottesdienst in altjüdischen Formen. Am 14. September 1952 sprach er im Rundfunksender Jerusalem. Dabei erzählte er, daß er schon vor mehr als zwanzig Jahren damit begonnen habe, das Neue Testament zu lesen und von Jesus tief beein-

³⁸ Vgl. Jasper, «Die Frage nach dem Judenchristentum heute», «Reichsunmittelbare» Messiasgemeinde der Judenchristen. Zeitschrift «Für Arbeit und Besinnung», 1. April 1952. Quellverlag, Stuttgart.

³⁹ Zeitschrift «Morgenland», Blicke nach Israel, «Prophetie in der Erfüllung». April 1954.

druckt wurde. «Jedoch erst im Frühling 1950 kam der Heilige Geist über mich und offenbarte mir, daß Jesus der Messias ist, der für uns gelitten und für unsere Sünden sich geopfert hat. Ein brennendes Feuer in meinem Herzen ließ mir keine Ruhe, bis ich meinen Glauben öffentlich bekannte.» Er fuhr dann fort: «Glaubt bitte nicht, liebe Brüder, daß ich das Judentum verlassen habe. Ich bin Jude geblieben, noch mehr Jude geworden, weil der Messias Jesus Jude blieb. Ich erfülle die Gebote der Thora, wie sie der Messias Jesus erfüllt hat. Wenn ihr meinen Glauben kurz zusammenfassen wollt, dann lest 1. Kor. 8, 5–6.»

Daniel Zion ist offenbar eine edle Gestalt. Aber man hat den Eindruck, daß ihm noch eine letzte Klarheit mangelt. So heißt es in einem Bericht über ihn, daß Daniel Zion Jesus den Gottessohn nennt . . . «aber daß Jesus Gott selbst ist, verneint er». Seine Gruppe hat auch unter seiner Führung den Versuch gemacht, alle Judenchristen zu vereinigen. Dies ist jedoch nicht gelungen. Nach dem Ökumenischen Pressedienst⁴⁰ soll er «bei den staatlichen Behörden um Anerkennung der Judenchristen seiner Bewegung als einheimische Kirche unter gleichzeitiger Ausweisung aller fremden Missionare» nachgesucht haben. Ob diese Nachricht der Wahrheit entspricht, ließ sich nicht nachprüfen.

4. Die Frage nach der Notwendigkeit der Taufe. Im Staate Israel wurde auch die Frage nach der Taufe aufgeworfen. Es heißt: «Die Taufe scheint sich in Israel mehr und mehr zu einer umstrittenen, schwierigen Sache zu entwickeln. Sie ist in den vergangenen neunzehnhundert Jahren allzuoft mißbraucht worden als Vergewaltigungsmittel gegen uns Juden, weshalb sie in jüdischen Augen mit einem bösen Makel behaftet ist. Dann war sie wieder viel zu billig zu haben als «Entréebillet» in irgend eine missionierende Religionsgemeinschaft, wodurch sie der jüdischen Verachtung verfiel. Deshalb gibt es heute zahlreiche Juden, die in ihrem Herzen an Jesus als den Messias glauben, aber sie lehnen die Taufe ab. Sie tun das nicht etwa aus Furcht; denn sie bekennen wohl, daß sie christlich glauben und weisen dabei auf das Wort hin: «Wer mit dem Herzen glaubt, der ist gerecht. Wer mit dem Munde bekennt, wird gerettet.» Das Wort paßt für die judenchristliche Gegenwart. Denn wenn die

⁴⁰ Nr. 21/25, Mai 1951.

Vertreter der Taufe sagen: «Es heißt doch: ‚Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden,« dann antworten die Taufablehner: «Es heißt aber auch: ‚Wer da nicht glaubt, der wird verdammet werden‘. Es heißt nicht etwa: ‚wer nicht getauft wird, der wird verdammet werden‘ (Mark. 16, 16)». Da die Wassertaufe letzten Endes doch nur einen Bekenntniszug oder das Ziel des Zeugnisses habe, wird sie wirksam durch das Mundbekenntnis ersetzt werden können. . . . Es ist nicht zu leugnen, daß Taufablehner eben auch einen Schriftbeweis für ihre Haltung haben. Und letzten Endes sieht auch hier der Herr das Herz an und nicht, was vor Augen ist⁴¹.

Hier ist nicht zu verkennen, daß der Sakramentscharakter der Taufe nicht gesehen ist.

5. *Die Gründung der Judenchristlichen Allianz im Staate Israel.* Nun kam es am 29./30. Januar 1954 in Jerusalem auf einer Konferenz von Judenchristen aus dem gesamten Staatsgebiet von Israel und verschiedensten Konfessionen zur Begründung der Judenchristlichen Allianz in Israel, die auf breitester Basis vollzogen wurde und darum die verschiedensten Richtungen umfaßte. Die Zahlenangaben schwanken zwischen 140 und 200 Anwesenden, unter denen auch einige sich befanden, die noch nicht getauft waren. Auf der Konferenz machten sich auch die sprachlichen Schwierigkeiten geltend. Als Konferenzsprache dienten das Hebräische und das Deutsche, und es fanden Übersetzungen in das Bulgarische und Rumänische statt. Trotz aller Verschiedenheit wußte man sich innerlich eins, und ein Geist der Brüderschaft in Christo beherrschte alle. «Manche waren zu Tränen bewegt». Und es wird hervorgehoben, daß «die Nichtgetauften nach der Taufe fragten»⁴².

Auf dieser Tagung wurde Dr. Otto F. Cahn, Missionsarzt der schottischen Kirche, zum Präsidenten der Allianz gewählt, als Vizepräsident Pfarrer Jakob Blum aus Jerusalem und Dr. Max Enker von der Internationalen Judenchristlichen Konferenz als Sekretär; denn letztthin verdankte man seiner unermüdlichen Tätigkeit, daß eine solche stattliche Zahl von Judenchristen sich zusam-

⁴¹ «Morgenland» Nr. 7, Juli 1954.

⁴² Hebrew Christian 1954, I, S. 4. Vierteljahresschrift der International Hebrew-Christian-Allianz.

mengefunden hatte. Für die wichtigsten Städte wurden Ortsgruppen gebildet und an die israelitische Regierung ein Loyalitätstelegramm gerichtet. Es hieß in einem Bericht: «Gottes Stunde ist jedenfalls in Israel gekommen für das Zeugnis einer judenchristlichen Gemeinde oder Kirche. Und die Fahnenträger, die Handelnden und Denkenden, sind diesmal die Judenchristen der Allianz⁴³.»

Auf dieser Konferenz wurde die Forderung auf den Schild gehoben, daß die Furcht vor dem Hervortreten und Bekennen des Glaubens an Jesus als den Messias überwunden werden müsse. Ein offenes Bekenntnis sei für die persönliche innere Entwicklung der einzelnen Judenchristen dringend nötig wie überhaupt für den Fortgang der ganzen Sache. Aus dem Poljaklager war auch Ben Maeir gekommen. Er wollte offenbar auch die Aufnahme ungetaufter Juden erreichen. Doch seine Absicht, die Taufe als kirchliche Formalität der Heidenchristen hinzustellen, die für Judenchristen nicht verbindlich sei, wurde entschieden zurückgewiesen. Enker erklärte, daß ungetaufte Judenchristen nur als «Gäste» betrachtet werden könnten. Man könnte nicht hinter den Galaterbrief zurückgehen.

Auf der Versammlung zeigte sich auch eine gewisse gereizte Stimmung und Opposition gegen die judenchristliche Mission. Es wird berichtet, daß Pastor Enker gesagt habe: «Wir brauchen weder die Kirche noch die Mission, sondern ganz einfach eine hebräische Organisation, eine jüdische Kirche in Israel»⁴⁴.

Auch Dr. Cahn, der von der schottischen Judenmission angestellt ist, äußerte sich kritisch über die Mission, dies aber mehr aus missionarischen Erwägungen heraus. «Solange es eine Mission in Israel gibt, wird unsere Verkündigung fruchtlos bleiben. Einen wirklichen Anfang wird es geben, wenn die Missionare entfernt sind.» Er berief sich dabei auf die Vorgänge in China und Indien. «Indien hat die Missionstätigkeit verboten und nur den örtlichen Kirchen die Weiterarbeit erlaubt. (Sachlich nicht zutreffend!) In China tut man dasselbe. Und die christliche Welt nahm es ohne Groll zur Kenntnis. Warum sollte sie über Israel böse sein, wenn Israel die Missionare herauswerfen will?» Besondere Erfahrungen, daß getaufte Juden von den Missionaren Unterstützung erhielten,

⁴³ Morgenland, April 1954, Nr. 4, S. 52.

⁴⁴ «Morgenland», April 1954 IV., S. 52f.

haben dabei sein Urteil beeinflußt. «Nur wenn wir arm sind, werden wir imstande sein, Vertrauen zu gewinnen und alle zu prüfen, die zu uns kommen⁴⁵.»

Doch Missionar Blum, der Vizepräsident, machte hier Vorbehalte: «Wenn ein Mann zu mir kommt, und ich gebe ihm mein Kleid, so sage ich ihm nicht, er soll wiederkommen. Und er kommt auch nicht wieder. Wenn ihn jemand fragt, von wem er das Kleid erhalten hat, so wird er antworten: ‚Ein Missionar hat es mir gegeben.‘ Aber die, die mir mein Gehalt schicken, haben mich nicht gefragt, ob ich in den vergangenen zehn Jahren einmal getauft habe⁴⁶.»

6. *Die Frage nach dem Jude-Sein des Judenchristen.* Blum ist Nationaljude. In der Zeitung «Hakidmah», einer deutschsprachigen Wochenschrift im Staate Israel, wurde in der Nummer vom 7. April 1950 eine Diskussion «Zum Problem des Judenchristentums» veröffentlicht. Hier hatte Blum die Sätze geprägt: «Hat ein Jude, der an Christus glaubt und daraus die Konsequenz der Taufe gezogen hat, damit aufgehört, ein Jude zu sein? Diese Frage ist akut geworden, als Israel entstand und zahlreiche Judenchristen ins Land kamen, um mitzukämpfen und mitzubauen. Die Frage «Wer ist ein Judenchrist?» wird von vielen im jüdisch-christlichen Lager gestellt und verschieden beantwortet. Vom Standpunkt der Judenchristen in Israel, zu denen ich selbst gehöre, ist die Frage dahin zu beantworten, daß ein Judenchrist ein echter Jude ist. Getaufte Juden, die sich nicht als Juden fühlen, sind auch keine echten Christen. . . . Wahr ist: Man ist Jude und Christ, oder man ist keines von beiden. Wer kein Volljude ist und bleibt, wird nie ein echter Christ sein.»

Blum führt dann aus, daß dies auch deshalb so sein muß, weil das Judentum Religion und Nation (Volk) in eins sei und darin seine Einzigkeit innerhalb der Völkerfamilie beruhe. Darum hat der Judenchrist von seinem Standpunkt aus durch seine Wendung zum Christentum «keineswegs eine fremde, nichtjüdische Religion angenommen. Er hat vielmehr sein Judentum erfüllt», eben weil der Messiasglaube das Fundament des Judentums sei.

⁴⁵ «Morgenland», August 1954, Nr. 8, S. 105.

⁴⁶ «Morgenland», 1954, VIII, S. 106.

Die auf diese Äußerung Blums eingehenden Zuschriften von jüdischer Seite an die Schriftleitung der «Hakidmah» lauten verschieden. Der eine läßt nur eine Ausnahme zu, wo Judenchristen echte Juden blieben, nämlich das seien «die Marannen gewesen, die, die nur dem Zwange gehorchend nach außen hin sich bekehren ließen, innerlich aber Jude blieben». Sonst sei die Behauptung Blums, daß ein Jude nach der Taufe Volljude bleibe, paradox; denn «wer den christlichen Glauben annimmt, tut dies in der Absicht, nicht mehr als Jude zu gelten. Freilich ändert die Taufe die Rasse nicht. Und so kann man einen Judenchristen wie Blum als ‚gleichberechtigten Mitbürger‘ Israels anerkennen, aber niemals als Jude betrachten.»⁴⁷

Jüdische liberale Kreise sehen die Religion als Privatsache an. Und wenn dieser Grundsatz wirklich im Staate Israel Geltung hat, «so wäre das Judenchristentum überhaupt kein Problem mehr». Aber Blum habe in seinem Aufsatz eben nicht vom Prinzip des liberalen Glaubens und der Gewissensfreiheit aus geurteilt. «Ein beunruhigendes Motiv klingt uns aus seinen Ausführungen entgegen, wenn er schreibt: ‚Wer kein Volljude ist und bleibt, wird nie ein echter Christ sein. . . . Judentum ist Religion und Nation. Beides zugleich ist etwas Einmaliges in der Völkerfamilie.‘ Also wieder die national-religiöse Verquickung, nur daß Rev. Blum die Vollendung dieser Verquickung im Christentum sieht⁴⁸.»

Eine andere Stimme aus dem liberalen Lager geht noch weiter, wenn sie schreibt: «Die Frage, wer in Israel das Recht haben soll, sich Jude zu nennen und welchen Grad religiöser Freiheit in Gedanken, Wort, Tat und Unterlassung die Bürger besitzen sollen, kann nicht auf dem Wege eines politischen Kuhhandels beantwortet werden.» Darum gelte es, dafür zu sorgen, «daß wirklich demokratische, wahre religiöse Freiheit auf dem einzigen Wege zum Durchbruch komme, für den es allen Paragraphenkunststücken zum Trotz eine wirkliche Mehrheit im Lande gibt: durch kompromißlose Trennung von Staat und Synagoge»⁴⁹.

⁴⁷ «Hakidmah» vom 21. April 1950.

⁴⁸ «Hakidmah», 28. April 1950. In Deutschland ausführlich wiedergegeben in «Freund Israels», 1954, 4. Heft, August.

⁴⁹ «Hakidmah», 2. Dezember 1949.

7. *Die Judenchristliche Allianz geht in die Öffentlichkeit.* Als die Allianz gegründet worden war, hat die hebräische Presse sich stark mit ihr beschäftigt. Das Blatt der sozialistischen Regierungspartei «Mapai», «Hai Dor», vom 9. Februar 1954 schrieb: «Die messianische Bewegung ist eine Gefahr für das Judentum. Obwohl die Konferenz zu einer Gegenaktion gegen die Mission aufruft, bleibt die Tatsache, daß sie eben von dieser Mission inspiriert wurde.» Das Organ der Orthodoxen «Aguda», «Hamudiah», richtete unter dem 13. Januar 1954 einen heftigen Angriff gegen die Judenmission und das Judenchristentum. Sie hob dabei hervor, daß der Hauptgrund der Erfolge der Judenmission der Mangel an Religiosität innerhalb des Judentums sei. Der Zionismus habe viel von seiner Inspirationskraft verloren, und die Pionierbewegung sei bankrott. Diese Zeitung macht dann auch Vorschläge, die dahin gehen, daß die Regierung doch bestimmte Maßnahmen gegen das Judenchristentum veranlassen möchte, etwa Verbot religiöser Propaganda mit materieller Unterstützung; listenmäßige Erfassung der Missionsschulen durch das Unterrichtsministerium und die Überwachung ihrer Lehrpläne; Verbot der Aufnahme von jüdischen Kindern aus fremden Bezirken; Anlegung von Listen der zum Christentum übergetretenen Juden; Bereitstellung von staatlichen Mitteln zur Bekämpfung der Mission usw.⁵⁰

Enker selbst hatte sich einem Presse-Interview gestellt. Die in Tel Aviv neu gegründete illustrierte Wochenzeitschrift «the Frontpage» brachte dieses Interview auf der Hauptseite, und zwar unter der Überschrift: «Ein jüdischer Pastor glaubt an das Judentum, den Zionismus und den jüdischen Messias». Zu diesem Interview nahm die Zeitschrift des Israelkomitees des Internationalen Missionsrates «News Sheet» Stellung⁵¹. Hier wurde die Frage gestellt, ob es weise gewesen sei, daß die junge Organisation sich der jüdischen Öffentlichkeit gestellt habe; denn dadurch seien die Judenchristen in das Blickfeld aller gerückt, zumal zu bedenken sei, daß die Bewegung selbst noch nicht die Zeit gefunden habe, ihre Ziele fest zu umreißen und sich aus ganz verschiedenen Elementen

⁵⁰ «Morgenland» 1954, April Nr. 4, S. 54.

⁵¹ Juli-Nr. 1954.

zusammensetze. Ferner habe man sich vor Augen zu halten, wie zurückhaltend die Juden auch heute seien, an eine ernsthafte Bekehrung eines Juden zum Christentum zu glauben. Tatsächlich ergab sich auch bei dem Interview die Notwendigkeit, die Loyalität und die positive Stellung zum Zionismus zu betonen. In diesem Interview kam auch die Stellung der Allianz zu den missionarischen Unternehmungen auf dem Gebiet der Schultätigkeit und der ärztlichen Mission zur Sprache. Gegen sie wird von seiten der Juden oft die Anschuldigung erhoben, daß Schüler und Patienten ange lockt würden, um als Missionsobjekte mißbraucht zu werden. Diese Anschuldigung wurde in dem Interview verneint, obwohl zugegeben wurde, daß sie bei manchen Freimissionaren dahin hätte ausgelegt werden können. Auch eine andere Beschuldigung wurde zurückgewiesen: «Mit einigen Ausnahmen sind die kürzlich veröffentlichten Anschuldigungen, daß die Mission Emigranten unterstütze, unberechtigt, besonders was die evangelische Mission angeht.»

Als besondere Frage trat auch die Stellung der neuen Organisation zu den in Israel bestehenden Kirchen heraus. Alle diese Kirchen seien, so hieß die Antwort, vom israelischen Standpunkt aus «fremde» Kirchen, welcher Art sie auch sind. Eine «einheimische Kirche» ist daher seit langer Zeit wünschenswert. «Aber Folgerungen werden (auch von Judenchristen) nicht leicht akzeptiert. Der erste Schritt zu einer (judenchristlichen) Kirche beruht auf der Erkenntnis, daß man neue Wege suchen muß, die Volk und Land entsprechen. Mit anderen Worten: Die Judenchristen müssen die innere Freiheit besitzen, ‚mit Furcht und Zittern ihren eigenen Weg zur Erlösung herauszuarbeiten‘. Erst dann wird der Grundstein zu einer wahrhaft innerlich unabhängigen judenchristlichen Kirche gelegt unter der Führung Gottes, der in ihr wirkt» (Phil. 2, 12).

New Sheet stellt aber dazu die bange Frage: «Können wir den Judenchristen trauen? ... Die Schwierigkeiten und Fragen, die mit der Beschneidung und Taufe, dem Sabbat, der Kirchenordnung, auch der Kirchenzucht, sich einstellen, werden in diesem Interview deutlich, obwohl es heißt: ‚Wir kennen die Irrwege, denen die Judenchristen nicht nur in Galizien, sondern auch in Deutschland und in Polen erlegen sind. In ernstem Ringen müssen wir die Lehre aus der Vergangenheit ziehen!«

Im Interview wurde auch die Frage gestellt, ob das jüdische Volk in seiner Einzigkeit Jesus als Messias anerkennen könne, ohne seine Individualität zu verlieren. Die Antwort lautete: «Alles hängt davon ab, wie man die Treue zu Jesus und die Treue zum Volke Israel miteinander verbindet.» . . . «Keineswegs darf verdunkelt werden, daß Juden und Heiden in Jesus eins sind und daß der Zweck seines Kommens ist, die Welt zu versöhnen. Darum ist die Möglichkeit gegeben, daß die Judenchristen durch ihr Bekenntnis zu Jesus dahin geführt werden können, mit ihrer Treue gegenüber dem Staate Israel in Widerstreit zu geraten.» Darum wurde in dem Interview auch tapfer bekannt, daß Paulus daran erinnert, daß man nicht dem Leiden um des Kreuzes willen aus dem Wege gehen dürfe. Und «weil Christus auferstanden ist, kann kein Christ zur jüdischen Vergangenheit zurückkehren». «Eine Kirche in Israel muß mehr sein als eine nationale Kirche. Sie muß die Kirche des himmlischen Jerusalem sein.» Von der Judenchristlichen Allianz im Staate Israel wurde dieses Interview begrüßt. Man ist der Hoffnung, daß der «neue Typ der jüdischen Bekehrten», der Jehudim Meschichim (Messiasjuden) zur Entgiftung der Atmosphäre beitragen könnte; vor allem nicht zuletzt dadurch, daß sie «auch in ihrem neuen christlichen Glauben ihre Zugehörigkeit zum Volke Israel bekennen. . . . Deshalb ist es wichtig, daß sie sich jetzt in der Judenchristlichen Allianz in Israel vereint haben, die schon durch ihr bloßes Dasein ein Zeugnis dafür ist, daß ein Jude an Jesus, den Messias Israels und Heiland der Welt, glauben kann und dennoch ein treuer Sohn seines Volkes bleibt. Deshalb braucht die junge Allianz auch die nie erlahmende Hilfe aller Christen im Gebet.»

Dann aber heißt es auch: «Die zweite Möglichkeit, daß Mißtrauen gegenüber dem Christentum in Israel abzubauen, ist die Sichtbarmachung des wirklichen Christenglaubens. . . . Würden die Christen durch ihr Leben und Werk dem Volke Israel deutliche Zeichen göttlich inspirierter Liebe vorleben, so würde Israel beginnen, über die Quelle dieses Geistes nachzudenken.»

Darum wurde seitens der Allianz auf eine Aufgabe der Christen des Auslandes (vom Staate Israel aus gesehen) mit den Worten hingewiesen: «Im Aufbau Israels gibt es vieles, das die Christen des Auslandes durch selbstlose Taten der Liebe unterstützen könn-

ten. . . . Das müßte freilich nicht nur dadurch geschehen, daß man Heime zu errichten hilft für diejenigen, die bereits gläubig geworden sind, sondern vor allem dadurch, daß man rein jüdische Einrichtungen unterstützt, ohne irgend eine Gegenleistung im Glauben zu verlangen. Wichtig ist ausschließlich, daß die Hilfe im Namen Christi dargeboten wird.» Was hier letztlich gefordert wird, ist also ein «Kreuzzug wahrer christlicher Liebe»⁵².

Es heißt dann weiter: «Die oft sich wiederholende Erfahrung ist die, daß die Juden hoffen, daß wir nicht Assimilanten sind, obwohl wir an Jesus glauben, sondern daß wir unser Volk lieben und wünschen, unter ihnen zu leben. Dann sind die jüdischen Freunde immer sehr interessiert, mehr von uns zu hören, obwohl dann einschränkend fortgefahren werden muß: Man interessiert sich für Jesus als den nationalen geistlichen Heros. Aber sie werten ihn nicht als Quelle der Offenbarung, weil ihre Erfahrungen mit seinen Jüngern dem widerstreiten»⁵³.

8. *Die bleibende ernste Frage für die Judenchristen in Israel.* Immer wieder wird entscheidend sein und bleiben, welche Impulse erstlinig für den Judenchristen maßgebend sind. Das gilt auch als Angelpunkt für das Judenchristentum im Staate Israel. Das Volk Israel steht vor uns als das Geheimnis Gottes in seiner merkwürdigen einzigartigen Einheit von Volkstum und Glaube. Dieses Doppelangesicht des jüdischen Volkes wird immer für die Judenchristen Not und Aufgabe bedeuten. Not darum, weil das Judentum seit dem Erscheinen Christi eine Anti-Position in bezug auf die Botschaft des Evangeliums einnimmt. Dennoch aber bleibt die Aufgabe für den Judenchristen, Israel stets anzusehen sub specie aeternitatis, daß auch heute über ihm die Grundverheißung Gottes steht: «Ich bin der Herr, Dein Gott». Das wird ihm nur in dem Maße gelingen, als es ihm geschenkt wird, die Hoffnung Israels festzuhalten, die durch Paulus der Kirche gegeben wurde, daß einst «ganz Israel» gerettet wird. So können wir alle diese Vorgänge im Staate Israel nur mit betendem Herzen begleiten.

⁵² «Zeuge» 1954, Juni. Ebenso «Hebrew Christian» 1954, II, S. 56ff.

⁵³ Hebrew Christian 1954, II, S. 57.

Eine Kirche in Israel hat sich immer auch zu vergegenwärtigen, wenn man die Frage nach ihrer Eigenart stellt, daß in gewisser Hinsicht im Staate Israel die jüdische Orthodoxie eine Todwunde erhalten hat: das ist die Entdeckung, daß selbst im Staate Israel die Thora nicht vollkommen durchführbar ist. Ellison nennt diese Wunde «die endgültige Todwunde für die alte Orthodoxie». Hinzu kommt, daß die jüdische Orthodoxie mit wenigen Ausnahmen nicht die Wiederherstellung des Tempels wünscht. Wenn nun von einer jüdischen volkhaften Eigenart der judenchristlichen Kirche gesprochen wird, ist immer zugleich festzustellen, daß trotz aller Erwägungen und Erörterungen unter den Judenchristen kein Zug zum altjüdischen orthodoxen gesetzlichen Wesen zu entdecken ist. Es lauert darum immer die Gefahr, daß unter dem Druck der jüdischen Mehrheit es dann in einer judenchristlichen Kirche zu einer falschen Akkommodation kommt, zu einem das Wesen des Evangeliums gefährdenden Synkretismus und damit leicht zu sektenhaften Spaltungen⁵⁴.

Leuner bejaht darum zwar «im Glauben die Hoffnung, daß die Gründung der neuen Allianz in Israel einen ersten, wenn auch noch so zaghaften Schritt zum Entstehen einer jungen Kirche im Lande der Väter darstellt». Aber im Blick auf die Menschlichkeit all unseres Tuns ist es ihm ein ernstes Anliegen, daß darüber kein Zweifel herrscht, «daß diese junge Kirche nur durch den Heiligen Geist geschaffen werden kann». Und so stellt er überaus ernste Fragen, «ob diese junge Kirche beherzt genug sein wird, nicht etwa nur die in Israel ansässigen Christen aus den Völkern als ebenbürtige Partner aufzunehmen, sondern auch die arabischen Christen? Sind wir uns klar darüber, daß mit dem Bejahen oder Verneinen dieser Frage die im Plane Gottes vorgesehene Aufgabe der jungen Kirche in Israel steht oder fällt? Denn es soll ja keine israelische, sondern eine allumfassende Kirche werden, in der es Juden und Heiden geben muß, wenn sie überhaupt Anspruch darauf erheben will, wirklich ein lebendiger Ausdruck des Leibes Christi zu sein⁵⁵.»

⁵⁴ Schriftwechsel des Verfassers mit Ellison, London, dem Mitherausgeber des Hebrew Christian.

⁵⁵ «Zeuge» 1954, Nr. 12, S. 1.

*IX. Der Judenchrist, das Zeichen Gottes für Israel als das Volk der
Wahl Gottes*

Der Versuch einer biblischen Schau

«Wollte man Geschichte und Aufgabe der Judenchristlichen Allianz in epigrammatischer Kürze umreißen, so müßte man die Worte zitieren, mit denen Jakobus den soeben zu seinem letzten Besuch nach Jerusalem zurückgekehrten Paulus auf die judenchristliche Urgemeinde hinweist: ‚Du siehst, Bruder, wie viele Tausend von gläubig Gewordenen es unter den Juden gibt‘» (Apg. 21, 20), sagt Leuner⁵⁶. Merkwürdigerweise zitiert er das Wort des Jakobus nur halb; denn Jakobus fährt fort: «... und sie sind alle Eiferer für das Gesetz».

Damals war die Urgemeinde im Heiligen Lande bereits in ihrer Existenzmöglichkeit und Missionsmöglichkeit bedroht und konnte sich nur halten als gesetzestreue Gemeinde. Ihre Gesetzestreue war ihr besonderes Kennzeichen gegenüber der heidenchristlichen Kirche seit dem Apostelkonzil. Der Jakobusbrief ist zudem ein Zeugnis für die der Urgemeinde gebliebene Missionsmöglichkeit unter national-religiösem Druck der sich dem Evangelium immer mehr verschließenden Judenheit. Ein christliches Zeugnis konnte nur noch gegeben werden unter starker Zügelung des Wortes⁵⁷.

Obwohl Paulus den Rat des Jakobus befolgt, aus missionarischer Zielsetzung heraus, nämlich um der Urgemeinde Existenz- und Missionsmöglichkeit zu erhalten und um den Juden ein Jude zu sein, heißt es doch bald: «Die Tempeltüren wurden geschlossen» (Apg. 21, 30). Die Verteidigung des Paulus steht im Blick auf die vorfindliche Lage unter dem ausgesprochenen Ziel, wie der Urgemeinde die Existenz- und Missionsmöglichkeit unter dem Volke der Wahl Gottes erhalten bleibt. Denn seine Verurteilung würde, grundsätzlich gesehen, auch eine Verurteilung der Urkirche innerhalb des jüdischen Volkes bedeuten, staatsrechtlich gesehen, ihr Zeugnis als religio illicita (unerlaubte Religion) brandmarken. Eine letzte Entscheidung wird noch hinausgeschoben. Von seiten des

⁵⁶ «Zeuge» 1952, August 8/9, «Unser Weg».

⁵⁷ Vgl. Schlatter, «Der Brief des Jakobus». Calver Vereinsbuchhandlung, Stuttgart 1932.

Judentums fiel sie unter Aqiba, wie wir hörten, mit Aufnahme der Verfluchung der Nozrim im XVIII. Gebet. Damit wurde der Trennungsstrich zwischen Kirche und Synagoge vom Judentum gezogen.

Bei dem voraufgehenden Apostelkonzil (Apg. 15) war die Entscheidung erkämpft, daß das Gesetz für die Heidenchristen nicht gelte. Eine Judaisierung der Heidenchristen, verstanden als Hineinnahme der Heiden in die Judenchristenheit als der wahren Vertreterin des Volkes der Wahl Gottes, wurde damit abgelehnt. Immerhin wurde eine Trennung nach dem Missionsobjekt vollzogen, eben auch mit Rücksicht auf den wachsenden Druck der nationalreligiösen Haltung der ungläubigen Judenheit. Dieser Druck erfuhr eine Verschärfung durch die neue Frage, die bei dem Apostelkonzil noch nicht im Blickfeld der Urkirche lag, nämlich durch die Frage nach der religiösen Haltung der Judenchristen außerhalb Palästinas, also innerhalb der Diaspora. Jakobus verweigert wegen der Missionsmöglichkeit unter Israel in Palästina den Heidenchristen die Tischgemeinschaft; denn nur als gesetzestreue Gemeinde konnte die Urgemeinde hoffen, daß der Jude auf sie höre. Einzig darin lag ihre Missionsmöglichkeit beschlossen.

Gerade darum erwuchs der Urgemeinde durch die gesetzessfreie Haltung des Paulus eine Erschwerung ihrer Existenz- und Missionsmöglichkeit. Die Macht der innergeschichtlichen Verhältnisse ging über die Bezeugung der Gesetzestreue der Urgemeinde hinweg. Die Weissagung Jesu (Joh. 16, 1–3) kommt zur Erfüllung: Die Urgemeinde trifft der Bann. Und der Grund dafür ist letztthin, daß Israel nicht erträgt, daß es nicht nur Erfüllung des Gesetzes gibt, sondern auch Glauben an Jesus als den Christus; daß also Israel nicht versteht, daß seine Geschichte hinzielt auf Jesus Christus als das Ende des Gesetzes.

Die Ausstoßung der Urgemeinde bedeutet geschichtlich gesehen zweierlei: Einmal ist ein doppeltes Israelverständnis innerhalb des jüdischen Volkes nicht mehr möglich, nämlich das des Judentums und das der Urkirche, bzw. des Judenchristentums. Der Unglaube im christlichen Sinne ist für Israel Volkssache geworden. Sodann hat der Verlust ihrer Existenz- und Missionsmöglichkeit innerhalb des jüdischen Volkes für die Urgemeinde die Bedeutung, daß für sie nur noch die andere Schau für ihr Eigenverständnis blieb, näm-

lich die, daß das wahre Israel mit der Kirche gegeben ist. Mit anderen Worten: Die Hineinnahme der Judenchristenheit in die Kirche sah Paulus als Weg für die Judenchristen. In der Kirche sah er die heilsgeschichtlichen religiösen (!) Unterschiede des Heiden und Juden aufgehoben als in einer höheren Ebene. Beide sind «in Christo».

Des Paulus eigene Haltung, die Schätzung des jüdischen Brauchtums, die Bejahung der jüdischen heilsgeschichtlichen Vorzüge (Röm. 9, 1–5), die Beschneidung des Thimotheus, zeigen zwar deutlich, daß er sein Volkstum nicht verleugnet. Dennoch hindert alles Paulus nicht, vom Judenchristen im Gegensatz zu Jakobus die Tischgemeinschaft mit den Heidenchristen zu fordern. Für ihn sind nicht die missionarischen Rücksichten des Jakobus, die Rücksicht auf die Erhaltung der Missionsmöglichkeit der Urgemeinde in Palästina, maßgebend, sondern letztthin grundsätzlich gesehen leitet ihn allein die Rücksicht auf die Darstellung der Kirche, in der Juden und Christen eins sind «in Christo», der «unser Friede» ist. Darum erwartet Paulus vom Judenchristen, daß er durch die Bejahung der Tischgemeinschaft mit den Heidenchristen unverhüllt das Neue, was Christus ihm geschenkt hat, bezeuge. In Christus sind Juden und Heiden geeint als in der neuen Schöpfung, eben in der Kirche.

Im Römerbrief aber gibt er uns die Antwort auf die brennende Frage nach dem Wesen des jüdischen Volkes als des Volkes der Wahl, wie es vor Gott möglich sein könne, daß das Volk, dem die Verheißungen geschenkt wurden, dennoch beiseite stehen und sich dem Evangelium verschließen kann. Die Antwort lautet, daß Gott immer souverän ist in seinem majestätischen Handeln (Röm. 9)⁵⁸. Wenn aber Israel fällt, so liegt ein Verschulden vor Gott vor (Röm. 10). Dennoch aber «fällt Gottes Wort nicht hin», sondern kommt zum Ziel: Wenn die Fülle der Heiden eingegangen ist, wird auch «ganz Israel» gerettet werden. (Röm. 11.) Aber gerade diese Schau läßt ihn sein Amt als Heidenapostel immer auch mit dem Blick auf sein Volk führen, damit er «die, so mein Fleisch sind, zum Eifer reize».

⁵⁸ Vgl. auch Matth. 3, 9, das Täuferwort: «Gott vermag dem Abraham aus Steinen Kinder zu erwecken.»

Können wir dem Neuen Testament Normen entnehmen, wie etwa eine judenchristliche Kirche im Volke Israel aussehen muß? Liegt etwa die Situation der Urgemeinde vor, für die die Schau des Jakobus gilt? Hier ist immer zu bedenken, daß die urkirchliche Situation, wie wir schon in anderem Zusammenhang sagten, in dem Sinne unwiederholbar ist, seitdem sich Israel endgültig dem Zeugnis von der Auferstehung Jesu verschlossen hat. Insofern ist das Israel gewährte Gnadenjahr (Luk. 13, 6–9) abgelaufen. Die von dem jüdischen Volk seit Aqiba vollzogene Antiposition der entschlossenen Ablehnung Jesu als des Messias wirkt sich darum immer bedeutungsvoll aus. Darum ist die Lage des Judenchristen im jüdischen Volk der Gegenwart völlig anders. Der Judenchrist steht, um mit Kierkegaard zu reden, unter einem Volk, das in der «Situation des Untergangs» steht: «Es bleibt stehen in der Situation des Untergangs, ausdrückend den Untergang. Dies ist göttliches Honneur für Christus und die Geschichte. Das Wunderbare und Ergreifende daran ist, daß die Vorsehung darüber wachen muß, beständig ein Volk auf demselben Punkt zu erhalten, des Untergangs. Und dies Jahrhundert für Jahrhundert, wie in einem ewigen Kehrreim den Respektsausdruck für Christus wiederholend.»

Heißt das, daß eine judenchristliche Kirche unmöglich ist? Das soll nur sagen, daß die Judenchristen sich immer vor Augen halten müssen, gerade wenn sie ihrem Volke das Heilshandeln Gottes als dem Volke der Wahl bezeugen möchten, daß Luther mit Recht im Magnifikat von ihm sagt, daß es das «seltsam hoch Mysterium» sei.

Und dieses Geheimnis hat er zu ehren und kann es nicht enthüllen, da es erst enthüllt wird, wenn der wiederkommende Herr die «Situation des Untergangs» beenden und «ganz Israel» gerettet wird.

Bis dahin ist der Judenchrist das Zeichen für Israel und die Kirche, daß die Treue Gottes, mit der Er zu Seiner Verheißung steht, die Er Seinem Volke gegeben hat, nicht hinfällt. Auch in der Verhärtung bleibt es das Volk der Wahl Gottes. Das sagt uns, daß das Zeugnis vor Israel sich nicht in negativen Urteilen gegenüber der Synagoge erschöpfen darf, sondern wesentlich in der Bezeugung des Heilshandelns Gottes an seinem Volke bestehen muß, das in Jesus Christus sein Ziel hat.

In wieweit eine jüdisch-christliche Kirche jüdischen Formen Raum geben kann, wird darum immer nur von Christus her beantwortet werden können.

Die Judenchristen im Staate Israel haben wir im Gebet zu tragen. Was Gott beschlossen hat, welchen Weg er den Judenchristen dort weist, wissen wir nicht. Auf alle Fälle aber muß ihr Zeugnis die Klarheit, die «Kabod» Gottes widerspiegeln als Lebens- und Wesenszeugnis: «Gott, der da gesagt hat, aus der Finsternis wird ein Licht leuchten! Der schuf Licht in unseren Herzen zur Helle der Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesichte des Christus. (2. Kor. 4, 6. Übersetzung nach Schlatter.)

Der Judenchrist bleibt aber auch insofern für die Kirche das «Zeichen Gottes», daß er sie aufruft zur Einheit der Kirche und zum Zeugnis an Israel, daß Israel «zum Eifer» gereizt werde. Und zugleich ist der Judenchrist für Israel und Kirche der Hinweis auf die Unvollendetheit der Erlösung der Welt, die erst mit der neuen Welt Gottes durch den wiederkommenden Herrn ihre Vollendung erfährt. Gott aber wird die Kirche nicht vollenden, ohne daß er auch Israel vollendet! Das sagt uns Röm. 11, 25f.

NOTIZEN ZUM ZEITGESCHEHEN

Wie viele waren es?

Es gibt Leute, die sagen, daß es nun endlich an der Zeit wäre, von den 6 Millionen zu schweigen, die als Opfer der nazistischen Judenmorde ihr Leben haben lassen müssen. Manche mögen es sogar gut meinen, wenn sie diese Ansicht vertreten. Abgesehen davon wird das Schweigen ja einmal kommen, das Ver-

gessen hoffentlich nie. Indessen scheint die Zeit zum Schweigen heute noch nicht da zu sein. Dafür lieferten soeben gleich zwei deutsche Zeitschriften den Beweis; nämlich das «Grüne Blatt» und die Zeitung der Entnazifizierten: «Die Anklage». Beide haben unter den Schlagzeilen: «Beweis aus der Schweiz» und «Amtliche Zahlen des Roten Kreuzes» einen Artikel veröf-